Aus den

Preußischen Jahrbüchern.

Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes

von

H. v. Treitschke.

Die französische Armee

von

W. Wehrenpfennig.

Das diplomatische Vorspiel des Krieges

von

W. Wehrenpfennig.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1870.

2

Aus den

Preußischen Jahrbüchern.

Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes

von

H. v. Treitschke.

Die französische Armee

von

W. Wehrenpfennig.

Das diplomatische Vorspiel des Krieges

von

W. Wehrenpfennig.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1870.

Digitized by Google

Die

Feuerprobe des norddeutschen Bundes

von

Heinrich von Treitschke.

Digitized by Google

Als der Freiherr vom Stein beim Anbruch des Jahres 1813 nach Deutſchland heimkehrte und die Flammen des heiligen Völkerzornes zum Himmel aufſchlagen ſah, da war ihm, als ſtehe er in einem unbekannten Lande, und demüthig bat er ſeinem Volke die harten Vorwürfe ab, die er einſt gegen „das Phlegma der nördlichen Deutſchen“ ausgeſtoßen. Das gleiche Gefühl froher Enttäuſchung überwältigt heute den deutſchen Patrioten. Wie oft in den letzten Jahren iſt uns die Verſuchung nahe getreten, nicht mehr zu reden und zu ſchreiben von der Einheit Deutſchlands, weil wir es müde waren tauben Ohren zu predigen; und heute laſſen wir beſchämt die Feder ſinken, denn in dieſen geſegneten Wochen des Einmuths weiß der Klügſte nichts zu ſagen, was nicht der Einfältige ſchon in bewegter Bruſt empfände. Wie ein Dieb in der Nacht iſt der fürchterliche Kampf über uns gekommen; Niemand unter uns, der ihn herbeigewünſcht, Niemand, der ſeine Schwere nicht beſonnen würdigte; wir werden hineingezerrt in den Krieg, und doch leuchtet aus Aller Augen der zuverſichtliche Gedanke: das war es gerade, was uns Deutſchen noch fehlte! Es giebt große Zeiten, da jene ſchöpferiſchen Kräfte der Geſchichte, die der Denker ſonſt nur zu ahnen wagt, ſich den Sinnen des Gedankenloſen in greifbarer Wirklichkeit aufdrängen. Sobald einer großen Idee beſchieden iſt lebendig zu werden unter den Menſchen, dann bildet ſie ſich die Männer, die ihr den ſtarken Arm und die beredten Lippen leihen; ſie zwingt ihre Feinde ſelber ihr zu dienen, und es widerſteht dem edlen Sinne, die unerforſchlichen Fügungen, die ihr den Weg bereiten, Glück und Zufall zu nennen. Wer iſt ſo blind, in den wunderbaren Ereigniſſen der jüngſten Tage die göttliche Vernunft zu verkennen, die uns Deutſchen zwingt ein Volk zu werden? Gerade ſo, ſo roh und frech, daß das ſittliche Urtheil nicht einen Augenblick ſchwanken konnte, mußte der Schlag wider Deutſchlands Ehre erfolgen, und gerade dieſer Napoleon, der den

Digitized by Google

Massen als der Ausbund alles Bösen gilt, mußte den Streich führen, wenn unser zerrissenes Volk erwachen sollte zum Bewußtsein seiner Einheit.

Die deutsche Frage ist mit Nichten gelöst; das Schicksal harter, entsagender Arbeit, das uns Deutschen obliegt, wird auch, wenn ein vollständiger Erfolg die gerechten Waffen belohnt, nicht von uns weichen; wir werden nach dem Kriege abermals der Parteiwirren und der Halbheiten überviel erleben bevor die Einheit Deutschlands sich vollendet. Trotzdem bleibt wahr, daß die große Leidenschaft dieser drangvollen Wochen für den nationalen Gedanken Größeres gewirkt hat, als ein Jahrzehnt friedlicher Entwickelung vermöchte. Seit Moritz von Sachsen die lothringischen Bisthümer an Frankreich verrieth, seit mehr denn drei Jahrhunderten hat dies zerrissene Land noch niemals einen großen Krieg in voller Eintracht begonnen; selbst der Feldzug von Belle-Alliance, der einträchtigste, den wir je zuvor geführt, ward doch befleckt durch die Meuterei von Lüttich: Heute zum ersten Male gehen vor dem Rufe „das Vaterland ist in Gefahr" alle Parteien in Trümmer; mit den ehrenhaften auch die Partei des Landesverraths, welche, unter wechselnden Formen ewig die gleiche, seit jener ersten großen Verrätherei des deutschen Fürstenthums bis zum heurigen Sommer jederzeit als eine scheußliche Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens bestanden hat. Nicht als ob sie schon ganz vernichtet wäre; nur allzurasch werden wir die Spuren ihres Wirkens wiederfinden, sobald ein Mißgeschick unsere Waffen treffen sollte. Aber jene ehrlichen Thoren mindestens, welche bisher, mißleitet von blindem Preußenhasse, dem Landesfeinde in die Hände arbeiteten, kehren heute reumüthig zurück zu ihrem Volke, und die ruchlosen Verführer sehen sich gezwungen zu heucheln und zu schweigen. Wie oft haben unsere Jahrbücher sich schelten lassen, weil sie zu leichtblütig glaubten an die Naturgewalt der nationalen Idee. O Ihr Kleingläubigen! Diese Idee ist tausendmal stärker, als wir in unseren frohesten Träumen zu hoffen wagten. Wer die jüngsten Wochen im deutschen Süden verlebte, dem ward zu Muthe, als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern. Von Aller Lippen klangen die Namen der Mordbrenner Melac und Montclar, die Erinnerungen an jene namenlosen Frevel, die Frankreich in unseren schönen Rheinlanden verübt. Der Aufschwung des vaterländischen Gefühls im Süden zeigt noch nicht überall jene ruhige Zuversicht, die in dem preußischen Heere lebt; doch der Kern der Empfindung ist echt und edel, und es bleibt ein unverlierbarer Gewinn für alle Zukunft, daß das Volk in den Staaten des Rheinbundes wieder deutsch zu fühlen vermag.

Und mit der lebendigen Vaterlandsliebe erwachte den Deutschen auch,

Digitized by Google

was ihnen so lange fehlte, das helle Bewußtsein der Größe unserer Tage. Nicht umsonst haben in langer Friedenszeit tausend Lehrer der Jugend erzählt von Stein und Blücher, von den Heldengestalten des schönsten unserer Kriege. Wieder wie vor siebenundfünfzig Jahren begeistert die Deutschen das Gefühl, daß wir gewürdigt sind, zu kämpfen für die Freiheit der Welt; wieder strömen die Freiwilligen zu den Fahnen, anspruchslos als verstünde sichs von selber; ein Aufruf der Königin von drei Zeilen genügt, um Tausende edler Frauen zu der Arbeit christlicher Barmherzigkeit zu führen; die heldenhaften Lieder von Arndt und Körner erklingen wieder, als wären sie gestern gedichtet. Aber wenn die ernste sittliche Weihe der Freiheitskriege noch in uns lebt, wie viel stärker, mächtiger, kraftbewußter, als unsere Väter, treten wir heute in den Krieg. Wir beten nicht mehr in zorniger Scham: „Rettung von dem Joch der Knechte!" Ein freies Volk, wehrhaft und des redlich erworbenen Wohlstandes froh, empfangen wir den Feind an unserer Grenze und denken mit Gottes Hilfe die Waffen in das Land des Räubers zu tragen. Wir suchen nicht mehr den Vätern gleich in unbestimmter Sehnsucht ein deutsches Reich soweit die deutsche Zunge klingt; wir stemmen unseren Fuß voll guter Zuversicht fest auf den Boden unseres wirklichen Staates. Das Werk von 1866 findet in diesen schweren Wochen seine glänzende Rechtfertigung. Die Frage: wie anders würden wir diesem Kriege in's Auge schauen, wenn der Bundestag und der Jammer seiner vierunddreißig kleinen Heere noch auf uns lastete? — diese eine unabweisbare Erwägung bekehrt unzählige Gegner des norddeutschen Bundes. Die Nation begreift endlich: unsere politische Arbeit ist seit vier Jahren auf dem rechten Wege.

Und wie in gottgesendeter Verblendung weist der Feind selber uns die einzige Macht, welche den unfertigen deutschen Staat vollenden kann: das nationale Königthum. Irgend ein schlauer Pater Lamormain an der Seine verfällt auf den feinen Gedanken, man müsse die Verhandlungen über die spanische Thronfrage mit König Wilhelm persönlich führen, dann werde der Handel dem süddeutschen Volke als eine dynastische Angelegenheit der Hohenzollern erscheinen. Der Plan wird ausgeführt mit der Roheit eines Gassenbuben, König Wilhelm wahrt das Hausrecht der Nation, indem er sein eigenes wahrt — und alsbald erscheint der sinnlos beleidigte greise Fürst dem deutschen Volke als der tapfere Schirmherr deutscher Ehre. In schwäbischen Städten, wo vor wenigen Wochen noch der Name Preußen als ein Schimpfwort galt, jubelt heute das Volk: hoch König Wilhelm! Der Großherzog von Baden ruft: es lebe der König und das Vaterland! Der uralte Traum von Kaiser und Reich, die heilige Liebe jedes deutschen Herzens, wird wieder lebendig, willig folgt die Nation

Digitized by Google

ihrem königlichen Feldherrn, und der König erwidert dem begeisterten Zuruf, er werde Treue mit Treue vergelten. Wer darf schon sagen, wenn und in welchen Formen sich das deutsche Königthum vollenden wird? Nur das bleibt sicher: die Waffenbrüderschaft, die in diesem Kriege geschlossen wird, ist nicht mehr aufzulösen, und das Herrschergeschlecht, das uns diesmal zum Siege führt, wird Deutschlands Krone tragen.

Wir sind nicht fühllos gegen das grauenhafte Elend, das dieser Krieg über Hunderttausende verhängen wird: wer sollte das auch nicht empfinden in unserem bewaffneten Volke, wo jedes Haus sein Liebstes und Bestes mit einsetzt für die große Entscheidung? Und dennoch müssen wir sagen: es ist eine segensreiche Nothwendigkeit, die uns Deutsche zwingt, unseren neuen Staat in zwei großen Kriegen aufzubauen. Die Aufgabe, den Hader langer Jahrhunderte beizulegen, läßt sich nicht lösen ohne den Beistand idealer, sittlicher Kräfte, die allein ein gerechter Krieg erwecken kann. Dem Deutschen ziemt nicht, die Gemeinplätze der Friedensapostel und der Mammonspriester nachzubeten, noch sein Auge zu verschließen vor der grausamen Wahrheit, daß wir in einem Zeitalter der Kriege leben. Welche ungeheuren Kriege sind binnen fünfzehn kurzen Jahren über die Welt dahingebraust: in der Krim, in Ostindien, in Italien, in Amerika, in Böhmen und jetzt am Rhein! Ist aber diese Zeit von Eisen, so bleibt es auch eine Nothwendigkeit für die Gesittung der Welt, daß eine Nation bestehe, die neben dem Idealismus der Wissenschaft zugleich den Idealismus des Krieges behüte. Und dies ist Deutschlands herrlicher Beruf. Die beiden großen Nationen des Westens bewähren heute, als zwei gleich widerwärtige Muster, wie die Völker den Krieg nicht auffassen sollen. Während Frankreich einen ruchlosen Beutezug beginnt mit dem Uebermuthe des Raufbolds, der doch sehen will wer der Stärkere sei, versinkt das weiland große England in schimpfliche Feigheit, und die erhabenen Schatten Wilhelms des Dritten und der beiden Pitt verhüllen schamvoll ihr Haupt. Was wäre das Völkerrecht und die Freiheit Europas, wenn nicht zwischen dem Frevelmuthe hüben und dem Krämersinne drüben dies unser Volk in Waffen stünde, friedfertig zugleich und waffenfroh, gerecht gegen die Nachbarn und eifersüchtig auf die eigene Ehre!

Wie Schuppen fällt es heute den Thoren von den Augen, die noch immer nicht sehen wollten, welch' einen Schatz Deutschland besaß an dem Vermächtniß Scharnhorst's, an der allgemeinen Wehrpflicht. Die neuen Ritter des eisernen Kreuzes, wenn sie heimkehren aus schwerem Kampfe, werden unserem dankbaren Volke bald ebenso achtbar scheinen wie einst die alten; die Neuerungslust wird sich hüten an dem festen Grundbau unseres Staats, an der Heeresverfassung zu rütteln, und wenn dereinst

Digitized by Google

die gehobene Stimmung dieser großen Tage verflogen ist, so wird — das steht zu hoffen — der neu auflebende Streit der Parteimeinungen in milderen, maßvolleren Formen denn bisher sich bewegen. Der Süden wollte bisher niemals den Verdacht aufgeben, als ob Preußen auf Eroberungen jenseits des Maines ausgehe; und wiederum im Norden lebte stets der Zweifel, ob die deutsche Gesinnung des Südens in Tagen der Noth die Probe halten werde. Der eine Argwohn ist heute so gründlich widerlegt wie der andere, und nachdem also das böse Mißtrauen beseitigt ist, nachdem wir die sittliche Kraft des nationalen Gedankens vollkommen schätzen lernten, kann der Kampf gegen die letzten Trümmer des Particularismus, der uns noch bevorsteht, fortan mit milderen Waffen, wie es Blutsfreunden und Bundesgenossen geziemt, geführt werden. Auch den besseren Köpfen unter den Parteien der Opposition regt sich vielleicht die Frage, ob es nicht rathsam sei, in einem werdenden, von mächtigen Feinden beobachteten Staate den Tadel und Widerspruch mit einiger Mäßigung auszusprechen. Denn schwerlich hätte der Tuilerienhof die Festigkeit des deutschen Staats so lächerlich verkannt und den Muth gefunden zu seinem verbrecherischen Beginnen, wenn nicht der Uebereifer unserer Parteien sich jahrelang darin gefallen hätte, jedes wirkliche oder vermeinte Gebrechen des preußischen Staats mit lautem Geschrei und ungeheuerlicher Uebertreibung der Welt zu verkünden.

So köstliche Güter haben wir gewonnen in kurzen Tagen, noch bevor die Schwerter auf einander schlugen: treue Einmuth, festeres Zutrauen zu der Kraft des deutschen Staates und die frohe Zuversicht, daß unsere Einheitsbewegung fortan rascher und sicherer ihrem Ziele zueilen wird. Ueber das nichtswürdige Ränkespiel, dem wir diesen Segen danken, genügen hier vorläufig einige kurze Bemerkungen. Wir haben stets für patriotische Pflicht gehalten, an der auswärtigen Action unseres Staates maßvolle Kritik zu üben. Nur einmal sahen diese Jahrbücher sich gezwungen, der diplomatischen Haltung des norddeutschen Bundes zu widersprechen: zur Zeit des Luxemburger Handels. Wir meinten damals, einer jungen Macht gezieme das reizbarste nationale Selbstgefühl, und schlossen, das Verschwinden unserer Fahne von den Luxemburger Wällen könne nur dann nicht als ein allzu hoher Preis gelten, wenn wir damit einen dauerhaften Frieden erkauft hätten. Jedermann weiß heute, der Preis ward umsonst gezahlt, und trotzdem fühlen wir uns jetzt nicht mehr berechtigt, den alten Vorwurf aufrecht zu erhalten. Wir konnten im Frühjahr 1867 zwar einen leichteren kriegerischen Erfolg erringen über das schlecht gerüstete Frankreich als heute über den wohl bewehrten Feind; doch die Erbitterung des Krieges von 1866 war noch nicht verflogen, das Urtheil

Digitized by Google

der Nation über die Streitfrage selbst getheilt, die Verfassung des norddeutschen Bundes noch nicht vollendet, und jener kräftige Gemeingeist, der sich in dem jungen Staatswesen seitdem so stattlich entfaltet hat, noch kaum im Entstehen. Der waffengewaltige neue Staat, den Europa noch mit mißtrauischen Augen betrachtete, gab damals einen unzweideutigen Beweis seiner Friedensliebe; er war auch fernerhin redlich bemüht, den Welttheil im Frieden an die Nothwendigkeit der deutschen Einheit zu gewöhnen; er wollte in Ehren den Kampf mit Frankreich vermeiden; und er that recht daran, denn der Krieg, der nun doch hereinbricht, droht zwei große Völker auf Jahrzehnte hinaus zu verfeinden und trägt vielleicht ein Geschlecht von Kriegen in seinem Schooße. Die Friedenspolitik des Königs Wilhelm hat ihr Ziel nicht erreicht, doch ihr danken wir, daß wir heute mit freiem Blick, mit reinem Gewissen das Schwert entblößen, und wir können ihr volle Anerkennung nicht versagen, seit wir wissen, wie schwer ihre Langmuth geprüft ward durch Frankreichs unersättliche Ländergier.

Aus dem freundlichen Einverständniß, das zwischen den Höfen von Berlin und Brüssel bestand, haben unsere Leser sicher längst den Schluß gezogen, Preußen sei heut in der Stille der uneigennützige Beschützer Belgiens. Doch über den vollen Umfang der Gefahr, welche dem Frieden Europas drohte, sind wir erst durch die neuesten Enthüllungen des Berliner Cabinets belehrt worden. Da Sittlichkeit und Völkerrecht die auswärtige Politik der Franzosen niemals beengten, so erscheint es keineswegs unbegreiflich, daß Frankreich im Frühjahr 1866 unserem Staate um den Preis Belgiens ein Kriegsbündniß anbot; in diesen Entwürfen ist doch noch die Rede von Leistung und Gegenleistung. Aber was sollen wir sagen zu der ruchlosen Dummheit einer Staatskunst, die auch nach der Schlacht von Königgrätz noch an denselben Plänen festhielt? Der norddeutsche Bund stand aufrecht, strahlend im Glanze siegreicher Waffen, seine Ausdehnung bis zum Bodensee war nur noch eine Frage der Zeit; nichts, gar nichts konnte Preußen von Frankreichs Beistand hoffen. Und in solcher Lage schmeichelte sich der Tuilerienhof mit der wahnwitzigen Hoffnung, ein ehrenhafter König werde europäische Verträge mit Füßen treten, werde sogar durch die Preisgebung deutschen Bodens seinen Namen in Zeit und Ewigkeit brandmarken — wofür? Für ein Nichts! Für Frankreichs Beistand bei einer nationalen Einheitsbewegung, welche ohne fremde Hilfe unfehlbar ihr Ziel erreichen und durch fremde Hilfe unfehlbar zu Grunde gehen mußte! So zogen sich die unsauberen Pläne der Versucher durch mehrere Jahre. Graf Bismarck wich aus, hielt die

Digitized by Google

begehrlichen Thoren hin, immer in der stillen Hoffnung, Napoleon III. werde die Absichten der Kriegspartei schließlich noch vereiteln.

Inzwischen wuchs und schwoll im französischen Volke der Haß und Neid wider Preußen. Es hieße den Ernst der Lage gröblich verkennen, wenn wir uns verbergen wollten, daß wir gegen Frankreich kämpfen, keineswegs gegen die Tuilerien. Die Nation — nicht die allezeit friedfertigen Massen des Landvolks, wohl aber die tonangebenden Kreise der Gesellschaft — die Nation fühlte sich gedemüthigt durch Deutschlands Erstarken. Mit Ausnahme der Revue contemporaine, die in Paris wenig beachtet wird und kaum noch als eine französische Zeitschrift gelten kann — mit dieser einen Ausnahme hat kein französisches Blatt es über sich gebracht, die deutschen Dinge mit einigem freundnachbarlichen Wohlwollen zu besprechen. Vier Jahre lang klang aus jedem Zeitungsartikel der Groll heraus wider diese maudits Prussiens, die dem Instinkte des Volkes sehr richtig als die eigentlichen Sieger von 1813 gelten; vier Jahre lang kehrte der Ruf „Rache für Sadowa" in jedem politischen Gespräche wieder. Denn Frankreich hat ein erbliches Anrecht auf Deutschlands Schwäche, und die große Nation kann nicht ertragen, daß der glänzendste Sieg des Jahrhunderts nicht von französischen Schwertern erfochten ward. Also zog sich das Gewölk der nationalen Kriegslust dicht und dichter um das erbleichende Gestirn des zweiten Kaiserreichs zusammen. Es folgten die Wirren der Parteikämpfe; es folgte der Versuch, den napoleonischen Polizeistaat mit parlamentarischen Institutionen zu verschmelzen — ein Versuch, der an seinem eignen Widersinne scheitern mußte, wie er schon zweimal, unter den Bourbonen und Orleans, gescheitert ist; es folgte endlich das Plebiscit. Der Erwählte des Volks fühlte sich den parlamentarischen Parteien wieder gewachsen und zugleich quälte der Zweifel, ob man nicht die wankende Treue des Heeres durch neuen Kriegsruhm festigen müsse. Die köstliche Rüstung der Chassepots und der Mitrailleusen war vollendet; die schändlichen bigotten Weiber des Hofes hetzten zum Kriege; die Ultramontanen hofften, die Unfehlbarkeit ihres Papstes inmitten der Wirren einer europäischen Umwälzung unbemerkt zu vollenden; Mangel und Elend drohte dem Lande, schimpfliche Geldnoth dem überschuldeten Kaiser; und jetzt endlich begann die gallische Eitelkeit zu begreifen, daß die überlegene Kraft des Grafen Bismarck vier Jahre lang mit ihr gespielt hatte. Das ist es, wofür wir büßen sollen; wir haben den Besitzstand Europas vertheidigt, und jetzt will sich Frankreichs Raubgier ein anderes Belgien auf Deutschlands Kosten suchen.

Digitized by Google

Kein Wort mehr über den lächerlichen Kriegsvorwand, der unsere deutsche Arglosigkeit so völlig überraschte. Im April erzählte mir ein aus Spanien heimkehrender deutscher Naturforscher beiläufig, wie er dort in jedem Kafehause von der Candidatur des Prinzen Hohenzollern reden gehört habe; und von dieser seit Monaten landkundigen Thatsache hat die Unschuld der Tuilerien nichts gewußt! Mag jene Candidatur ernst gemeint, mag sie zwischen Prim und Napoleon abgekartet sein — genug, Napoleon kannte die große Nation, er wußte, daß der Name Hohenzollern genüge, sie in einen Taumel kriegerischer Entrüstung hineinzujagen. Seit der Herzog von Gramont in das Cabinet eintrat, war der Krieg beschlossene Sache. Aber Ollivier, der Liberalste der Liberalen, der Ehrlichste aller ehrlichen Leute? Hat er wirklich seit jenem glorreichen zweiten Januar ein tief durchdachtes Heuchlerspiel getrieben? Nein wahrlich, das hieße dem molluskenhaften Geschöpfe allzuviel Charakterstärke zutrauen. Er selber hat ja gestanden, wie er aus einem Friedensapostel ein Kriegsheld ward, und wir glauben dem Redlichen auf's Wort. Er war, als er Herrn von Rabenau schrieb, ein treuer Freund Deutschlands, doch unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß wir das prestige, die prépondérance légitime de la France in pflichtschuldiger Demuth verehrten. Dieses Glaubens froh übernahm er die provisorische Verwaltung des auswärtigen Amts, und was fand er in den geheimen Acten? „Den Kaiser auf den Knien vor Europa" — zu deutsch: den Pariser Hof in Berlin bettelnd um einige belgische Ländersetzen und immer von Neuem mit Gelassenheit abgewiesen! Was Wunder, daß der enttäuschte politische Dilettant alsbald den gesammten Inhalt seines öffentlichen Lebens über Bord warf und leichten Herzens Alles für weiß erklärte, was ihm bis dahin schwarz erschien! Der betrogene Betrüger ward mitschuldig an einem ungeheuren Verbrechen; der Krieg brach aus, ohne daß die preußische Regierung vor der Kriegserklärung auch nur ein amtliches Actenstück aus Paris empfangen hätte! Ein beispielloser Hergang, der allein in den schmählichsten Tagen Ludwig's XIV. und des ersten Napoleon seines Gleichen findet.

Doch nicht minder unerhört sind auch die diplomatischen Niederlagen, welche Frankreich erlitten hat noch vor dem Beginn des Krieges; das Land empfängt schon jetzt die Züchtigung für seine eigenthümlichste Sünde, für jenen Hochmuth, der sich gar nicht die Mühe nimmt, fremdes Volksthum kennen zu lernen. Mit den sittlichen Kräften der Geschichte zu rechnen hat der Bonapartismus ohnehin nie verstanden; doch auch die allerhandgreiflichsten Thatsachen des deutschen Lebens, die Stärke unserer Parteien, unseres Heeres, blieben dem selbstgefälligen Dünkel der französ-

Digitized by Google

fischen Diplomatie verborgen; bedient von Spähern und Verräthern, die nur erzählten, was man zu hören wünschte, hat sie den verzweifelten Entschluß des Kaisers durch thörichte Berichte gefördert. Nun die Katastrophe herannaht, folgt eine Enttäuschung der anderen. Zwar an einzelnen süddeutschen Höfen ist die stille Arbeit der Franzosen keineswegs fruchtlos geblieben. Ohne ein drohendes le roi de Wurtemberg cessera d'exister wäre der Stuttgarter Hof schwerlich so rasch für die deutsche Sache gewonnen, und im Darmstädter Cabinette steht es heute noch also, daß uns ein Einschreiten des Militärgouverneurs gegen den Freiherrn von Dalwigk dringend geboten scheint. Aber Badens Treue stand felsenfest; in München überwog der hochherzige Sinn des jungen Königs und der verständige Partikularismus, dessen Berechnungen der bayrische Kriegsminister mit so dankenswerther Offenheit eingestanden hat: die Höfe des Südens haben sich heute, wie vor vier Jahren die von Hannover und Cassel, die einfache Erwägung vorzuhalten, daß der Abfall von Preußen ihr sicherer Untergang sein würde. Die Treue des Südens störte den Feldzugsplan der Franzosen, die rasche Entschlossenheit des Berliner Cabinets vereitelte ihren Wunsch, die Verhandlung noch hinauszuzögern, und heute steht der Angegriffene, der Ueberraschte in voller Rüstung und hofft bereits die Rollen zu vertauschen. Wohl mag der Friedensbrecher schon zuweilen ahnen, was es bedeutet, wenn der deutsche Mensch in Zorn geräth, gewiß würde er sich jetzt gern mit dem schönen Winkel des Saarlandes, mit den Grenzen von 1814 begnügen, wenn wir nur die zarte Rücksicht üben wollten, nach einer ersten verlorenen Schlacht um Frieden zu bitten.

Wir aber beginnen diesen Krieg in dem Glauben, daß er gar nicht anders enden darf, denn mit einem Siege Deutschlands, und mit dem Entschlusse, die ungeheure Sündenrechnung, die seit dem Raube der lothringischen Stifter aufgelaufen, ganz und für immer auszugleichen. Wir klagen nicht, weil uns das Schicksal auflegt diesen Kampf für Europa allein zu führen. Der Uebermuth Frankreichs, der wie ein lähmender Alp auf dem Welttheil lastet, nährt sich vornehmlich an der Erinnerung, daß bisher nur europäische Coalitionen dies Volk im eigenen Lande zu schlagen vermochten; er wird nicht eher sich beugen, als bis ein einziges, ein politisch noch nicht völlig geeintes Volk die Waffen des Siegers über Frankreich schwingt. Wir klagen nicht darum, doch uns überkommt ein Gefühl bitterer Scham, wenn wir die vielgerühmte Gesittung des neuen Europas mustern und dann fragen: wie viele Völker des Welttheils sind noch gesund? stand denn nicht das Rechtsgefühl, der Gemeingeist der europäischen Staatengesellschaft in den Tagen Ludwigs XIV. ungleich höher als heute?

Digitized by Google

Wo einst England lag, da klafft heute eine ungeheure Lücke im Völkerleben. Wir hatten gehofft — und wer denn nicht, der ein Herz hat für die Freiheit? — daß dies Geburtsland des parlamentarischen Lebens sich bewahren werde vor dem Schicksal aller Handelsvölker. Wir meinten, die großen Erinnerungen einer glorreichen Geschichte, die Weisheit eines staatskundigen Adels, der Rechtssinn eines freien Volkes würden einen festen Damm bilden gegen die Wasserfluthen jener Lehre von Manchester, die jeden Glauben an die sittlichen Güter des Lebens hinwegzuschwemmen drohen. Die Hoffnung scheint zu trügen, das Inselreich scheint wirklich schon hinabgeglitten auf jenen abschüssigen Weg, den einst Karthago und Holland gingen. Die Pläne, welche man heute in den Tuilerien im Schilde führt, sind nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Unmöglichkeit, denn mit dem deutschen linken Rheinufer wäre auch Belgien unrettbar verloren. Sieht denn keiner unter den britischen Staatsmännern, welch' eine höhnische Geringschätzung gegen England darin liegt, daß der Napoleonide einen solchen Krieg auch nur zu beginnen wagte — einen Raubzug, den selbst Palmerston's leichter Sinn nie geduldet hätte? Sie sehen es wohl, doch die Lust am Mammon hat den Sinn der Ehre, das Gefühl für Recht und Unrecht ganz ertödtet; die Feigheit und die Sinnlichkeit versteckte sich hinter jener salbungsvollen theologischen Schönrednerei, die uns freien deutschen Ketzern unter allen Sünden des englischen Wesens die widerlichste bleibt. Wir meinen den Referend näseln zu hören, wenn wir die englische Presse die frommen Augen verdrehen sehen, voll Entrüstung über die unchristlichen Kriegsvölker des Festlandes — als ob der starke Gott, in dessen Namen Cromwell's eiserne Dragoner kämpften, uns Deutschen anbeföhle den Landesfeind friedlich in Berlin einrücken zu lassen! O Heuchelei, o cant, cant, cant! Allem Anschein nach wird der Kampf zu Ende gehen, ohne daß England seinen Dreizack schwingt. Die Berichterstatter der Times werden mit erhabener Seelenruhe den merkwürdigen Zweikampf der beiden großen Raufbolde ihren fromm entrüsteten Lesern schildern; der Londoner Wohlthätigkeitsverein wird gewissenhaft gleich viele Pfunde und Schillinge nach Berlin senden, gleich viele nach Paris; die englischen Kaufleute werden, wie weiland die Mynheers von Amsterdam, Pulver, Kohlen und Pferde nach Frankreich verkaufen, während die Offiziere in den Militärclubs, um uns zu entschädigen, auf den Sieg der deutschen Waffen hohe Summen wetten — und kommt dereinst der Friede, so wird die Verachtung der weiten Welt schwer wie ein Berg auf Englands Schultern lasten, und vielleicht versammelt sich einst noch ein mitleidiger europäischer Congreß, der das Inselreich wie Belgien und die Schweiz für neutral erklärt und der Meeres-

Digitized by Google

königin ermöglicht, das nutzlose Spielzeug ihrer Kriegsflotten an den Meistbietenden zu verkaufen! —

Ist das stolze England so tief gesunken, so fehlt uns fast der Muth, eine Anklage auszusprechen gegen das unglückliche Italien. Wer hindert heute die Italiener ein unabhängiges Volk zu sein? Napoleon. Wer verbietet ihnen die römische Frage zu lösen? Napoleon. Und was thäte Cavour, wenn der Gewaltige noch unter uns weilte? Er hätte gestern den Kriegsbund mit Preußen geschlossen und schlüge heute die Franzosen aus Rom hinaus. Ein Theil der Presse, wie die Gazetta di Milano, fühlt in der That ernst und lebhaft die Schicksalsgemeinschaft, die tiefe innere Verwandtschaft der italienischen und der deutschen Einheitsbewegung; doch es ist die Presse der Opposition. Seltsamer Wechsel der Dinge! Die Actionspartei verherrlicht heute den Grafen Bismarck. Der verkommene Hof ist Frankreichs Vasall; General La Marmora fordert Rache an dem strengen Tadler zu Berlin; die Conforteria Cavour's hat ihrem Meister glücklich abgesehen, wie er sich räusperte und wie er spuckte; sie hält an dem französischen Bündniß, das in den Tagen des großen Grafen Italiens Rettung war, auch jetzt noch fest, da es Italiens Unheil ist; sie will die ewige Stadt, die man in ehrlichem Kriege erobern sollte, als ein Geschenk von Napoleon's Gnaden empfangen. Dazu das unleidliche Gewirr des Parteigezänks, Zerrüttung im Heere, in den Finanzen, und nicht zuletzt die stille Angst vor dem napoleonischen Golde, das eine bourbonische Schilderhebung in Neapel befördern kann. Das hochherzige Volk ist in schlechten Händen; wir dürfen von ihm nicht mehr erwarten als eine schwache und vielleicht unredliche Neutralität. Geschähe gar das Unwürdige, würde den Befreiern Venedigs mit blutigem Undank gelohnt, so vermag kein Seher das Schicksal des noch ungefestigten Herrscherhauses vorherzusagen. — Rußland allein unter den großen Mächten behauptet eine für uns vortheilhafte Haltung. Die begreiflichen Bedenken, welche Deutschlands Erstarken dem Petersburger Hofe erregen mag, treten zurück vor näheren Sorgen. Unser alter Bundesgenosse, die erbliche Unfähigkeit der Polen, bleibt uns auch diesmal treu. Die galizische Presse, der unzufriedene Adel um Warschau redet mit kindlicher Unbefangenheit von der Wiederherstellung Polens durch Frankreichs Sieg. Hierdurch ist Rußlands Stellung bestimmt, und diese wiederum wird vermuthlich genügen, um die Rachepläne der Wiener Hofburg niederzuhalten, so lange der Krieg währt. Bei den Friedensverhandlungen freilich wird weder Rußlands Gegnerschaft noch die schöne vaterländische Begeisterung, welche heute in der Jugend Deutsch-Oesterreichs aufflammt, den Grafen Beust verhindern, der deutschen Sache nach Kräften zu schaden. Unter den kleinen Staaten

Digitized by Google

ist uns nur Belgien ein treuer Freund; noch wissen wir nicht, ob nicht die berufene dänische Treue den willkommenen Anlaß ergreifen wird, durch den Bruch der Neutralität die Verwirklichung jenes fünften Artikels zu erzwingen, der allein durch Dänemarks Schuld bisher unausgeführt blieb.

Täuschen wir uns nicht. Wir stehen allein; vor der glänzenden Aussicht, welche das Aufsteigen Mitteleuropas eröffnet, schließen sich scheu und geblendet die Augen des Welttheils. Raffen wir Alles, was wir sind und haben, entschlossen zusammen und erkennen wir klar besonnen das Ziel des Kampfes: wir kämpfen gegen Frankreich, nicht gegen Napoleon! In der musterhaften Haltung der deutschen Presse entdecken wir nur einen Fehler, das einseitige Hervortreten des Hasses gegen den Decembermann. Wehe uns, wenn dies berechtigte volksthümliche Gefühl uns heute ebenso mißleitete, wie uns einst der legitimistische Haß gegen den ersten Napoleon mißleitet hat! Die Fehler der Verbündeten von 1814 und 1815 dürfen sich nicht wiederholen. Siegen wir und wollen die Franzosen ihren entwürdigten Kaiser behalten — wir werden sie nicht hindern, denn wir haben kein Recht dazu und wir wissen aus schmerzlicher Erfahrung, daß eine französische Regierung, die sich unter dem Schutze fremder Bajonette erhebt, von vornherein der Ohnmacht verfällt. Dieser Krieg ist ein letzter roher Ausbruch nicht der napoleonischen, sondern der altfranzösischen Politik. Wann hat denn jemals seit achtzig Jahren eine Regierung in Frankreich bestanden, die uns Deutschen freundlich war? Sind sie vergessen, die Raubzüge der Republik, die Anschläge Polignac's gegen den Rhein, die Zettelungen des friedlichen Bürger-Königs wider den Zollverein, das Kriegsgeschrei des Herrn Thiers, und Alfred de Musset's freches Hohnlied vom deutschen Rheine? Ist es Frankreichs Verdienst, daß die Verwickelungen der europäischen Politik diese frechen Wünsche bisher verhindert haben zur That zu werden? Einzig die Republik von 1848 hat Nichts wider Deutschland gesündigt, weil sie, um ihr Dasein kämpfend, gar nicht im Stande war europäische Politik zu treiben. Und ist denn dieser jüngste Krieg nicht genehmigt worden durch den frivolen Jubel des gesetzgebenden Körpers? Und was sagte Herr Thiers, der unter den Männern der Opposition noch die würdigste Haltung zeigte? er wolle den Krieg gegen Preußen, aber er wolle ihn geführt wissen mit dem Beistand anderer Mächte! Und wie athmet, seit der Krieg erklärt ist, Alles in der französischen Presse nur Lüge, Haß und Raubgier! Das friedfertige Siecle erklärt gemüthlich, man wolle menschlich sein und uns blos Landau und die Saarlande stehlen. Durch alle Blätter lautet das Phrasengeklingel von dem uralten Kampfe der französischen Freiheit wider jenen preußischen Corporalismus, der in den drei bösen B, Brunswic, Blücher, Bismarck,

Digitized by Google

seine Vertreter gefunden habe. Französische Freiheit — und weitum in deutschen Landen ist kein Winkel so verkommen, daß er die Tyrannei eines napoleonischen Präfekten ertragen möchte! Und dies Volk, das heute Rache für Sadowa fordert, sollte ehrlich Frieden halten wenn uns gelänge seine eigenen Heere zu schlagen? Nein, giebt uns Gott den Sieg, so haben wir ernsthaft die Frage zu erwägen, wie der Staat Frankreichs, nicht sein Herrscherhaus, also geschwächt werden soll, daß wir mit erhöhter Zuversicht eine neue Störung des Völkerfriedens erwarten können. Doch darüber redet ein gesittetes Volk erst nach dem Siege; es gereicht dem Takte der deutschen Presse zur Ehre, daß sie bisher vermieden hat diese Frage näher zu erörtern.

Während wir diese Zeilen schreiben, stoßen vielleicht die ersten Heersäulen der Südarmee in die altdeutschen Gaue des schönen Elsaß vor. Wir haben unsere Sache der ewigen Gerechtigkeit befohlen und werden nicht wanken in gelassener Zuversicht, wenn auch der erste und der zweite und der dritte Schlag des Krieges vergeblich geführt würden. Unter den vielen edlen Worten, die wir jüngst aus königlichem Munde vernahmen, hat uns keines so tief erschüttert wie dieser einfach schöne Ausspruch der Thronrede: „Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte wie stark es war." Die Nation erwacht, die Deutschen verstehen endlich was sie im Wappen führen. Und indem wir unsere Stärke fühlen, bekennen wir auch demüthig unsere Sünden. Wir wollen nicht, daß aus der Leidenschaft dieses Krieges abermals ein fratzenhaftes Tentonenthum erstehe, das dem weltbürgerlichen Verkehr des neuen Europas widerspricht. Aber wir hoffen, daß die Schrecken dieses Krieges wie ein reinigendes Gewitter den schwülen Dunst moderner Ueberbildung hinausfegen; von der Unzucht und der geschmacklosen Schlemmerei des zweiten Kaiserreichs ist nur Allzuviel hinübergedrungen auf deutschen Boden. Möge die deutsche Sitte wieder zurückkehren zu dem alten Ernst, zu der alten Rechtschaffenheit, und mögen die der Masse unseres Volks noch unverlorenen Tugenden häuslicher Einfachheit auch in den Kreisen des Geldadels wieder einiges Ansehen gewinnen. Wenn wir dieser köstlichen Tage der Hoffnung gedenken, dann schwillt uns das Herz wie jenem tapferen Dichterjüngling, der einst, heimkehrend aus dem eroberten Paris, beim Anblick des deutschen Stromes hoch aufjubelnd rief: Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit!

Heidelberg, 3. August.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die französische Armee

von

W. Wehrenpfennig.

Digitized by Google

Als vom 9. Juli ab sich die Blätter mit Nachrichten von französischen Rüstungen füllten, während wir bis zum Abend des 15. auf die Mobilmachungsordre ängstlich harren mußten, da holte sich der Verfasser dieser Skizze zu seiner Beruhigung das berühmte Buch wieder hervor, welches General Trochu 1867 über die französische Armee geschrieben hat. Darin steht auch ein Capitel von der „Vorbereitung zum Krieg," in welchem Trochu die Leichtfertigkeit tadelt, mit der man sich in moderner Zeit in Kriege stürze, ohne hinreichend gerüstet zu sein, ja ohne ihre Anforderungen auch nur zu überschauen. Die alte französische Tradition, vor dem Beginn des Krieges sorgfältig alle Hülfsmittel bereit zu stellen, sei vollständig aufgegeben. „Wiederholte, ernste Thatsachen in unseren letzten Feldzügen (in der Krim, in Italien, in Mexico) beweisen jenen Bruch mit der alten Tradition, der sich unter Formen manifestirt hat, die ich kurz andeuten will:" „Der Krieg schien drohend und beschäftigte alle Gemüther. Man stritt für und wider über seine Wahrscheinlichkeit, und inmitten dieser Ungewißheit der öffentlichen Meinung brach er aus. In diesem Augenblick wurden zu Wasser und zu Lande, auf Waggons und auf Schiffen, in Ueberstürzung und wirrem Durcheinander Truppen, Menschen und Pferde, Material, Proviant u. s. w. in Bewegung gesetzt, versperrten alle Wege und häuften sich ziemlich zufällig bald auf diesem, bald auf jenem Punkte an. Jeder Gruppe, welche sich ausschiffte, mit Lücken in der Ausrüstung und in einer Verwirrung, die man sich vorstellen kann, rief man zu: bringt euch in Ordnung; mit dieser specifisch französischen Parole ging man, sorglos vor dem Feinde, von dannen."

Auch im italienischen Kriege fehlte die Vorbereitung von langer Hand. Und doch kündigte Napoleon III. diesen Krieg schon durch seinen Neujahrsgruß vom 1. Januar 1859 an, und erst am 29. April drang das österreichische Heer in die Lomellina ein. Man hatte vier Monate Zeit gehabt

Digitized by Google

und war zuletzt doch noch nicht fertig. Nur vier Tage vor dem Einmarsch der Oesterreicher überschritten die ersten französischen Regimenter den Paß des Mont-Cenis und die savoyische Grenze. Noch in den Waggons der Militärzüge wurden den jungen Recruten, die theilweise in erster Linie mitzogen, die nothdürftigsten Gewehrgriffe beigebracht. Wäre Giulay ein General und nicht eine unfähige Hofcreatur gewesen, so hätte er Turin nehmen und die Franzosen angreifen können, ehe sich ihre im Westen aus den Alpen vorbrechenden und im Süden in Genua landenden Colonnen mit einander verbunden hatten. Nur die Rathlosigkeit des Gegners verdeckte die schweren Versäumnisse. Die gesammte Macht, welche Frankreich in diesem so lange geplanten Kriege nach Italien werfen konnte, betrug nicht viel über 150,000 Mann.

Diese Erinnerungen hatten in den Tagen des Juli etwas sehr Tröstliches. Es ist für Frankreich leichter, eine Armee an den Rhein zu werfen, als für uns; die Entfernung von Paris nach Saarlouis ist nur halb so groß, als die von Saarlouis nach Berlin. Das Lager von Chalons, die großen Waffenplätze von Metz und Straßburg drücken unmittelbar auf die deutsche Grenze. Die Besorgniß vor einer Ueberrumpelung war also wohl begründet. Hätte Prim, wie man eine Zeit lang vermuthete, wirklich mit Louis Napoleon unter Einer Decke gespielt und der letztere in Voraussicht des abgekarteten Ereignisses schon einen Theil der Armee im Geheimen kriegsfertig gemacht, so mußte die Ueberrumpelung auch gelingen. Aber die Vermuthung war falsch, die französische Armee befand sich am 6. Juli auf Friedensfuß. Freilich wurden nun alle Maßregeln mit äußerster Hast und ohne Rücksicht auf die jammervollen Vermittelungsversuche Englands getroffen. Man hörte auch sofort von großen Truppenbewegungen nach dem Osten. Es scheint, daß man in Paris den Leichtsinn begangen hat, viele Regimenter gegen die Grenze vorzuschieben, ehe sie sich völlig ausgerüstet und ihren Ersatz aufgenommen hatten. Aus einem Tagesbefehl des Commandanten von Straßburg vom 22. Juli wissen wir, daß dort viele Reserven lagen, die nicht zu ihren Regimentern kommen konnten, wie der Commandant sagt: wegen der Verwirrung der Bahnzüge; vielleicht aber auch, weil die Regimenter inzwischen schon ihren Standort verlassen hatten. Ist jener Leichtsinn begangen, so wird die Unordnung um so unentwirrbarer sein, der Abschluß der totalen Mobilmachung um so später erfolgen. Die französische Armee hat, um kriegsfertig zu werden, überhaupt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die Vortheile, die sie vor uns durch die größere Präsenzstärke der Friedenscadres voraus hat, wieder aufheben. Einzelne ihrer Truppentheile, z. B. die Garde, die sich jetzt durch Einziehung der Beurlaubten aller Truppen-

Digitized by Google

theile in und um Paris ergänzt, ferner die Zuaven, die Turcos und das Fremdenregiment, die auch im Frieden ihre volle Stärke besitzen, sind rasch in Bereitschaft, und selbst die Linieninfanterie hat im Unterschied von uns sehr viel weniger Urlauber und Reservisten einzuziehen, um aus dem Friedensstand von etwa 600 Mann p. Bataillon auf den Kriegsstand von 700 oder höchstens 800 Mann überzugehen. Dagegen kostet die Einziehung dieses Ersatzes längere Zeit, weil die Regimenter ihn nicht aus bestimmten, ihnen nahe liegenden Bezirken, sondern aus dem weiten Gebiet des ganzen Reiches beziehen. Wir haben ein pommersches, preußisches, westphälisches, rheinisches u. s. w. Armeecorps, die sich innerhalb der engeren Grenzen ihrer Provinz an Mannschaft und Material vollkommen fertig machen. Diese Gliederung in feste Armeecorps-, Divisions-, Brigade-Bezirke kennt Frankreich nicht. Jedes Regiment hat seine Reserven aus allen Distanzen und Richtungen Frankreichs zu erwarten. Es fehlt ferner jede Organisation der Armee oberhalb der Einheit des Regiments. Die taktischen Combinationen der Truppentheile, die Brigade-, Divisions- und Corps-Verbände, welche bei uns permanent sind, müssen dort beim Ausbruch des Krieges erst geschaffen werden. Zu diesen Schwächen der militärischen Organisation kommt der Mangel aller Selbstverwaltung in Stadt und Kreis und die Entwöhnung der Büreaukratie von jeder selbständigen, auf eigene Verantwortung geübten Thätigkeit. Bei uns regen sich im Moment der Mobilmachung viele Tausende von selbständigen Kräften in den städtischen und Kreis-Corporationen, und ohne Ueberhebung dürfen wir annehmen, daß unser Beamtenthum — Civil und Militär — mit ganz anderer Pflichttreue und Hingebung arbeitet, als die Administration, die zwei Jahrzehnte lang den corrumpirenden Einflüssen des Bonapartismus ausgesetzt war. Jedes Rad in der großen Maschine bewegt sich bei uns mit dem Maximum von Geschwindigkeit. Es sind die stärksten moralischen Triebfedern, die jeden Einzelnen zur Anspannung aller Kräfte treiben; und das Gesammtergebniß dieser allgemeinen Energie und Gewissenhaftigkeit ist, daß unsere Armee heute ihre Operationen beginnen und gegen den in allen seinen Corps noch keineswegs fertigen Feind die Offensive ergreifen kann. Am Abend des 15. Juli war in Norddeutschland noch kein Mann mobil und am 4. August steht eine Armee von Hunderttausenden, ausgerüstet bis auf den letzten Trainwagen, an unseren äußersten Westgrenzen zur Eröffnung des Feldzugs bereit, — das ist eine Leistung, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten bewundert werden wird.

Frankreich war zum Ueberfall nicht vorbereitet, aber mit fieberhaftem Eifer hatte es seit drei Jahren die allgemeinen Zurüstungen zum Kriege

Digitized by Google

getrieben. Es war so, wie Rouher mit cynischer Offenheit erklärte: Napoleon III. hielt seit 1866 nur deshalb Frieden, weil er noch nicht fertig war, und er schlug los, als seine Diplomaten mit ihren Versuchen, Preußen zu einer gemeinsamen Raubpolitik zu gewinnen, gescheitert waren, und als seine Marschälle ihm den Sieg und im Falle längeren Zögerns den Abfall der Armee prophezeiten.

Die Reformen, welche seit den „Beängstigungen" von Sadowa in dem französischen Militärwesen vorgenommen wurden, griffen sehr tief. Sie waren theils unmittelbar praktischer Natur — so die Einführung des neuen Infanteriegewehrs, die Füllung der leeren Arsenale, die Vermehrung der Cadres, besonders bei den Specialwaffen, die Aenderung des Exercierreglements, der Umbau der östlichen Festungen u. s. w. — theils betrafen sie die Fundamente des Heerwesens, die Gesetze über die Recrutirung und den Loskauf, die Länge der Dienstzeit, die Reservepflicht und die Einrichtung einer Mobilgarde. Die Maßregeln der ersteren Art hatten den Beifall aller sachkundigen Militärs, die Gesetzgebung von 1868 dagegen schaffte nur Einen unzweifelhaften Uebelstand, die Exoneration, weg, brachte es im Uebrigen aber nicht auf durchgreifende Prinzipien. Insbesondere versprach sie für den wesentlichsten Schaden der französischen Heeresverfassung — den Mangel an jeder Reserve — eine nur ungenügende und jedenfalls sehr späte Heilung, und schuf in der Mobilgarde eine Landwehr auf dem Papier, über deren Unbrauchbarkeit die tüchtigsten Militärs sofort einverstanden waren.

Die Expedition nach Mexico, die erst im Jahre 1867 zu Ende ging, hatte sehr viel größere Summen verschlungen, als man anzugeben wagte. Man half sich dadurch, daß man das verbrauchte Material nicht wieder ergänzte, massenhaft beurlaubte und zum Zweck von Ersparnissen die Rahmen der Armee, insbesondere der Cavallerie und Artillerie, verminderte. Nach der Schlacht von Sadowa war das französische Heer auf seinem tiefsten Stande. Ein Krieg gegen Deutschland wäre für Frankreich weder im Herbst 1866 noch im Frühjahr 1867 thunlich gewesen. Daher erklärte Louis Napoleon im August 1866 bei dem ersten Stirnrunzeln Preußens den, von Benedetti in seinem Auftrag und unter ernster Drohung erhobenen Anspruch auf Mainz und das linke Rheinufer bis zur Mosel für einen Privateinfall seines Ministers. Daher verzichtete er 1867 auf den, mit dem König von Holland bereits abgeschlossenen Ankauf von Luxemburg und begnügte sich mit dem Ausgleich, welchen die Friedensliebe Preußens bot. Nun aber begann der Kriegsminister Niel seine rastlose Thätigkeit. Im Juli 1867 wurde von der stets gefügigen Kammer ein außerordentlicher Militärcredit von 158 Millionen erlangt;

Digitized by Google

im Mai 1868 wurde eine Anleihe von 411 Millionen durchgesetzt, durch welche jener Credit, auf den bereits 187 Millionen außerordentlich verausgabt waren, gedeckt, die schwebende Schuld um diesen Betrag vermindert und angeblich auch der Vicinalwegebau gefördert werden sollte. Thatsächlich aber wurde fast die ganze Summe für die neuen Waffen, die Füllung der Arsenale, den Umbau der Festungen u. s. w. verausgabt. Man errichtete bei jedem Linienregiment zwei neue Compagnien. Der frühere Stand der Cavallerie wurde durch Bildung eines neuen Regiments Chasseurs d'Afrique und durch die Einführung sechster Schwadronen bei der Gardecavallerie wieder hergestellt. Die Artillerie ward um 20 Batterien = 120 Geschützen vermehrt. Um den Uebergang dieser beiden Waffen aus dem Friedensfuß auf den Kriegsfuß möglichst zu erleichtern, kaufte man in dem Jahre 1867 aus Deutschland und Oesterreich 36,000 Pferde*) auf, die dann theilweise an die Landwirthe ausgeliehen wurden; 1868 wurden 10,000 Pferde und Maulthiere angeschafft; auf diese Weise sollte in dem pferdearmen Lande, in dem nur die Bretagne und Normandie brauchbares Material liefern, dem dringendsten Mangel im Fall der Mobilmachung abgeholfen werden. Niel behauptete im April 1869, es bedürfe zum Uebergang auf den Kriegsfuß nur noch der Anschaffung von 28,000 Pferden. Indeß wird diese Angabe ebenso ungenau gewesen sein, wie seine Behauptungen über die Stärke der ausgebildeten Reserve und über die Zahl der angeschafften Chassepots.

Jetzt nämlich entschloß man sich, nachdem man zwei Jahrzehnte lang dem Fortschritt der preußischen Infanteriebewaffnung träge und stumpf zugesehen, nachdem man die dargebotene Construction des Chassepot Jahrelang zurückgewiesen hatte, zur hastigen Einführung dieses Gewehrs. Das Chassepot hat bekanntlich vor unserer Waffe das leichtere Gewicht, das kleinere Kaliber und die gradere Flugbahn voraus; dafür hat es andere, oft besprochene Mängel, die sich in diesem Feldzug wohl praktisch fühlbar machen werden. Ueberdies aber bleibt das Trefflichste an jeder Waffe doch immer der Mann, der sie zu führen versteht. Nach der offiziellen Angabe sollten bis zum Anfang 1870 von den Chassepots 922,000 Stück fertig sein, — jedenfalls genug, um die französische Feldarmee sammt allen Ersatztruppen doppelt zu versehen. Allein dieser reiche Vorrath ändert an der Thatsache nichts, daß der französische Soldat erst seit 2—3 Jahren diese neue, alle Gefechtsgewohnheiten umgestaltende Waffe in die Hand bekommen hat.

---

*) Vgl. von Kummer, Grundzüge der Heeresorganisation ꝛc. Berlin 1870.

Digitized by Google

In der französischen Armee waren übrigens Uebelstände eingerissen, denen mit der Aneignung des schnellschließenden Gewehrs, mit der Anhäufung der Arsenale und der Vermehrung der Specialwaffen nicht entfernt abgeholfen wurde. Louis Napoleon hatte seine Marschälle zu Millionären, seine Soldaten zu kleinen Rentiers gemacht. Er hatte durch das Gesetz von 1855 das Unwesen der Exoneration eingeführt, d. h. das System, wonach jeder Franzose sich durch Zahlung einer Summe von 2300—2800 Francs an die Dotationskasse von seiner Dienstpflicht loskaufen und auf den Staat die Sorge wälzen konnte, einen Ersatz für den fehlenden Mann zu suchen. Diesen Ersatz schaffte sich der Staat, indem er die bereits 7 oder 14 Jahre im Dienst befindlichen Soldaten von neuem engagirte, den rengagés ein Handgeld, höheren Sold und am Schluß des Engagements ein Jahreseinkommen gewährte. Der militärische Beruf wurde ein Mittel, um nach Ablauf einer gewissen Zeit ein Rentier zu werden. Dieses Mittel wurde eifrig ergriffen, aber freilich nur von solchen Personen, die zu unwissend und träge waren, um etwas Besseres zu werden, und genußsüchtig genug, um für die Annehmlichkeiten des höheren Soldes den Müßiggang des Garnisonslebens einzutauschen. In ergreifenden Zügen schildert Trochu die verderblichen Wirkungen dieses Systems; — wie durch die vom Staat gegen Geld übernommene Stellvertretung das Bewußtsein der persönlichen Pflicht in der Nation abhanden kam, wie sich Gesellschaften gründeten, die es auch dem weniger Bemittelten möglich machten, sich gegen die Loosnummer bei der Conscription, wie gegen Feuer- oder Hagelschaden zu versichern; wie mehr und mehr nur das Proletariat die Reihen der Armee füllte, die Freiwilligen aus den besseren Ständen abnahmen, und wie die in der Caserne altwerdenden Soldaten der Heimath, dem bürgerlichen Beruf, der Nation sich entfremdeten, den Lastern des Müßiggangs, vor allem der Trunksucht verfielen und so ein Krebsschaden für die Armee und später für das Volk wurden. Aus diesen rengagés aber recrutirte sich zum guten Theil der Unteroffizierstand, wie aus den Unteroffizieren ein Drittheil der Subalternoffiziere. Die zwei anderen Drittheile gehen aus den Militärbildungsanstalten hervor. Ihr Avancement erfolgt nur theilweise nach der Anciennetät, die Regierung behält sich bei der Hälfte der Stellen die Beförderung außer der Reihe vor. Unter dem bonapartischen Regiment soll nun mit diesen Beförderungen ein heilloser Unfug getrieben sein, die Gunst der Weiber am Hofe soll aus schönen Adjutanten Majore und Obersten gemacht, und dadurch das Verhältniß der Offiziere zu einander zerrüttet haben. Trochu läßt diese Zustände in einer besonderen Betrachtung über das „Avancement" deutlich genug durchblicken.

Digitized by Google

Das System der Exoneration sollte der Dynastie eine ergebene Prätorianer-Armee schaffen, aber nachdem es 10 Jahre in Kraft gestanden, wiesen Kritiker wie Trochu nach, daß es den militärischen Geist und die Wehrkraft Frankreichs vernichte. Freilich auch das alte Gesetz von 1832 hatte die Stellvertretung gestattet; im demokratischen Frankreich waren die besitzenden Klassen stets zu egoistisch, um die allgemeine Wehrpflicht auf sich zu nehmen. Aber da sich der Pflichtige seinen Stellvertreter selbst schaffen mußte, so kam doch wenigstens frisches Blut in die Armee, wenn auch nicht das Blut der wohlhabenden Stände. Seitdem aber der Staat das Loskaufsgeld in Empfang nahm und es vorzugsweise dazu verwandte, um bereits gediente Soldaten für eine zweite Dienstperiode zu engagiren, hörte das frische Blut auf. Die jährliche Erneuerung gerieth in's Stocken, die wiedergeworbenen Soldaten versperrten den Recruten den Weg; von dem nominellen Contingent von 100,000, welches seit 1856 jährlich eingerufen werden sollte, wurden in Wirklichkeit nur 23,000 eingestellt — eine Zahl, die fast unbegreiflich klingt, die aber Niel selbst in einer schwachen Minute vor dem gesetzgebenden Körper einmal zugestand, und die man verstehen lernt, wenn man hört, daß sich in Folge der Exoneration mindestens 125,000 rengagés, und mit Einschluß der übrigen in Stellvertretung Dienenden, der Freiwilligen, welche auf die Unteroffizierscarrière losteuerten, der Offiziere, Gensdarmen, Fremdentruppen u. s. w. 240,000 Berufssoldaten in der französischen Armee befanden. Bei der großen Verschwendung in allen Verwaltungszweigen und vor allem in der Militärverwaltung reichte aber das Jahresbudget von 100 Millionen Thalern nicht aus, um die Armee auf den nominellen Friedensstand von 400,000 Mann zu halten. Ihre effective Stärke war selten über 330,000 bis 350,000 Mann. Es war also neben den Berufssoldaten nur etwa noch für 100,000 Mann Raum, und dieser Raum wurde durch sieben Jahrgänge von je 23,000 Mann, von denen die ältesten beurlaubt werden mußten, vollständig ausgefüllt.

Die nothwendige Folge dieses Systems war das allmähliche Verdorren aller Reservekräfte. Auch das Soult'sche Gesetz von 1832 hatte für den Ersatz des stehenden Heeres wenig gethan. Das damalige jährliche Contingent von 80,000 Mann wurde in zwei Hälften getheilt; die eine Hälfte wirklich aufgestellt, die andere beurlaubt, ohne daß sie eine Ausbildung erhielt. Aber es traten doch jährlich 40,000 junge Leute aus dem Volk in das Heer, und aus dem Heer in das Volk zurück. Es gab doch bei der bestehenden siebenjährigen Dienstzeit außer dem festen Stock der Armee 280,000 militärisch durchgebildete Männer. Jetzt war der bewegliche Faktor der Armee auf ein Minimum zusammengeschwunden. Die

Digitized by Google

Berufsarmee konnte im Falle des Krieges keine Nahrung mehr aus dem Volk ziehen, um ihre Kräfte zu ergänzen.

Die große Gefahr dieses Zustandes lernte Napoleon III. schon während des italienischen Krieges kennen. Er hatte nach Abzug der Depots und Besatzungstruppen nicht mehr als 60,000 Mann zum Schutz der Ostgrenze übrig. Wenn Kaiser Franz Joseph nach der Schlacht bei Solferino in dem Festungsviereck Stand gehalten und den bereits beginnenden Marsch der preußischen Armee nach dem Rhein abgewartet hätte, so würde der italienische Krieg mit einer kläglichen Niederlage Frankreichs geendet haben. Aber Kaiser Franz Joseph ließ sich in Villafranca durch bonapartische Künste fangen. Bei Napoleon III. blieb der Eindruck dieser lebensgefährlichen Lage haften. Er suchte ihre Wiederkehr durch die Schöpfung einer Reserve vorzubeugen. Es gab dazu einen radicalen Weg: man setzte die Dienstzeit bei den Fahnen von sieben auf drei Jahre herab, ließ auf die dreijährige Präsenz bei den Fahnen noch eine sechsjährige Reservepflicht folgen, beseitigte die wieder engagirten alten Soldaten, soweit sie nicht als Unteroffiziere brauchbar waren, und bildete ernstlich jedes Jahr 90,000 Recruten aus. Dann umfaßte die französische Armee 9 Jahrgänge zu 90,000 Mann, zählte also mit Einschluß der Offiziere und Unteroffiziere und nach Einziehung aller Reserven 800,000 Mann. Diesen radicalen Weg beschritt der Kaiser nicht. Die Ausbildung von jährlich 90,000 Mann ist eine Aufgabe, welche die angestrengte Hingabe der Offiziere und Unteroffiziere erfordert. Sie verträgt sich durchaus nicht mit den Gewohnheiten eines Prätorianerheeres. Auch würde eine solche, jährlich ein Drittheil ihres Bestandes aus der Nation aufnehmende und der Nation zurückgebende Armee der Natur eines Volksheeres gar zu nahe gekommen sein. Ein solches Volksheer aber konnte der Mann des Staatsstreichs von 1851 nicht brauchen. Er behielt also die Erfindung der Exoneration, die vieux soldats und die jährliche geringe Einstellung bei den Fahnen bei, und suchte neben der Berufsarmee sich noch ein Analogon von Reserve zu verschaffen. Er theilte nämlich durch einen Erlaß vom 10. Januar 1861 das Jahrescontingent in zwei Portionen. Die erste Portion, also die durchschnittlich 23,000 Mann, wurde zu längerem Dienst bei den Fahnen einberufen und nach erfolgter Ausexercirung in den Depots in die activen Bataillone eingereiht; die zweite Portion sollte in ihrem Departement je drei und zwei Monate innerhalb zweier Jahre, später fünf Monate innerhalb eines Jahres, in den Waffen geübt, nach diesem flüchtigen Exercitium wieder in die Heimath entlassen, für den Kriegsfall aber als Reserve eingezogen werden. Napoleon III. verband also mit dem schroffsten System einer Berufsarmee die Kolb'schen Miliz-

Digitized by Google

projecte. Er meinte, mit diesen Fünfmonatssoldaten die Julidynastie, welche die Hälfte der Recruten ohne alles Exercitium wieder hatte nach Hause gehen lassen, weit übertroffen und das große Problem einer Reserveschöpfung gelöst zu haben.

Als die Schlacht von Sadowa geschlagen wurde, hatte man nach diesen Grundsätzen bereits fünf Jahre verfahren. Wie hoch die Zahl der jährlich ausexercirten Krümper sich belief, läßt sich indeß schwer feststellen, da man in Frankreich das Interesse hatte, die Ziffern möglichst groß zu machen.

Der Kaiser bezeugte seine Zufriedenheit mit den Manövers der Milizen, aber tüchtige Militärs, wie Changarnier und Trochu, hielten die Trennung der Soldaten in zwei Klassen für verfehlt und behaupteten, daß ein roher Recrut ihnen lieber sei, als solch ein Halbsoldat, der während seines kurzen Aufenthalts in dem Instructionsdepot weder Waffenübung noch Disciplin, sondern nur einen Widerwillen vor den Beschwerden des hastig mit ihm betriebenen Handwerks gelernt habe. Sie drangen darauf, dieses verkehrte Zweiklassensystem wieder abzuschaffen und eine einheitliche Ausbildung der Recruten an die Stelle zu setzen. Es komme viel mehr auf die Qualität der Truppen an, sagte Trochu, als auf die großen Ziffern; nur dem unwissenden Laien imponire die Zahl von Hunderttausenden, die gar keinen militärischen Werth habe.

Aber der Kaiser und sein Marschall Niel konnten sich von den prahlerischen Ziffern nicht losmachen. Ihre Reformvorschläge waren eine Mischung von wirklicher militärischer Einsicht und von Dilettantismus. Das Gesetz vom 1. Februar 1868 beseitigte nur die schmachvolle und von allen Seiten verurtheilte Exoneration. Man ging auf die Bestimmung von 1832 zurück und überließ dem Wehrpflichtigen die Sorge, sich einen Stellvertreter zu schaffen. Das Rengagement wurde beschränkt; nach fünfjähriger Dienstzeit sollte der Soldat nur noch einmal auf 5 Jahre als Stellvertreter eintreten dürfen. Um das Material für Unteroffiziere zu behalten, wurde denen, welche auf 10 Jahre capitulirten, statt der Prämien und der Rente, Anstellung im Civildienste versprochen.

Die Verderblichkeit der vieux soldats mit ihrer 14—28jährigen Dienstzeit war also anerkannt. Aber ebenso deutlich mußten angesichts der neuen Infanteriewaffe und der sorgsamen Ausbildung des einzelnen Mannes, welche sie erfordert, auch die außerordentlichen Schwächen des Krümpersystems werden. Parallel mit der Beseitigung der betrunkenen Graubärte ging also das Bestreben, die deuxième portion des jährlichen Contingents, d. h. die Fünfmonatssoldaten, zu vermindern und dagegen die première portion, die Zahl der ernstlich bei den Fahnen eingestellten

Digitized by Google

Recruten zu vermehren. Seit 1865 berechneten die französischen Fachblätter das künftige Contingent der ersten Aushebung auf 63,000 M., das der zweiten Aushebung mit fünfmonatlicher Dienstzeit auf 12,000 M. Sie kamen so zu dem Ergebniß, daß die französische Armee eine Kriegsstärke von 776,000 Mann gewinnen werde, — wohl verstanden nach Ablauf von 9 Jahren, also im Jahre 1877, wenn inzwischen jene Einstellungen beharrlich durchgeführt, und das Gesetz vom 1. Februar 1868, welches neben fünfjährigem Dienst bei der Fahne noch eine vierjährige Reservepflicht auferlegte, seine vollen Wirkungen entfaltet habe. Aber gleich in den beiden ersten Jahren kamen jene guten Vorsätze nicht zur Ausführung. Nach dem „Exposé de la situation de l'Empire" stellte man im Jahre 1868 von dem Contingent des Vorjahrs nicht 63,000 M., sondern nur 40,000 M., und im Jahre 1869 nur 50,000 M. in das Landheer ein. Der unwandelbare Stock der Armee war offenbar so groß und konnte bei den einmal abgeschlossenen Dienstcontracten nur so langsam vermindert werden, daß für den beweglichen Faktor kein größerer Raum übrig blieb.

Das organisatorische Gesetz vom 1. Februar 1868 hat also für die Linienarmee bis jetzt nur geringen Effect gehabt. Wie schon bemerkt, bestand seine Hauptänderung darin, daß es den activen Dienst von 7 auf 5 Jahre verkürzte und dafür den entlassenen Soldaten noch 4 Jahre im Reserveverhältniß hielt. Jene erstere Verkürzung hatte für den Soldaten wenig praktischen Werth, da man auch bisher, um in den Grenzen des Friedensbudgets zu bleiben, den einzelnen Mann durchschnittlich nur $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Jahr bei der Fahne behalten und die übrige Zeit beurlaubt hatte. Die vierjährige Reservepflicht dagegen war etwas Neues, allen Gewohnheiten der Franzosen Widerstrebendes. Sie waren bisher, wenn sie ihre Entlassung von der Fahne in der Tasche hatten, auch wirklich frei gewesen. Jetzt blieben sie gebunden und konnten auf Decret des Kaisers wieder einberufen werden — und zwar einberufen, während ihr Regiment ohne jeden Zusammenhang mit ihrer speciellen Heimath war und vielleicht am anderen Ende der Monarchie stand. Es wurde der Regierung sehr schwer, die Neuerung durchzubringen. Der ursprüngliche Plan der Reorganisations-Commission, neben einem sechsjährigen activen Dienst noch eine sechsjährige Reservepflicht einzuführen und so die 12 Jahre zu erreichen, welche der preußische Wehrmann in den drei Abtheilungen: dem stehenden Heer, der Reserve und der Landwehr dient, mußte aufgegeben werden. Die Reform bewegte sich also in so engen Grenzen, daß eine Concurrenz mit dem preußischen Wehrsystem von vorn herein ausgeschlossen blieb. Norddeutschland verfügte auf alle Fälle über drei Jahrgänge mehr. Weiter aber zählten diese 12 Jahrgänge 90—100,000 M.,

Digitized by Google

während man in Frankreich die 9 Jahrgänge nur auf je 60,000 und mit den Freiwilligen und den Fünfmonatssoldaten auf je 79,000 Mann zu bringen hoffte. Es ist begreiflich, daß den französischen Militärs bei diesen Vergleichungen bange wurde. Sie sahen voraus, wie die Wehrkraft Norddeutschlands von Jahr zu Jahr in Dimensionen anwuchs, mit denen sie nicht Schritt halten konnten. Waren die neuen Provinzen einmal völlig assimilirt, das Reserve- und Landwehrsystem auch hier und in den Kleinstaaten ein Jahrzehnt durchgeführt, so war gar keine Aussicht mehr, gegen die ungeheure Macht aufzukommen. Daher ihr fieberhaftes Drängen auf den Krieg. Freilich hätte man dann wenigstens in den drei letzten Jahren mit aller Energie an die Aushebung von je 100,000 Mann gehen sollen. Aber das war dem Geiste dieser eingerosteten Berufsarmee zuwider. Die ganze Vermehrung der dienstgeübten Mannschaft bestand in den 17,000 und 27,000 Recruten, die 1868 und 1869 über das frühere Maß hinaus eingestellt wurden. Nehmen wir dazu die zwei ältesten Reservejahrgänge (Einstellung von 1861 und 1862) von je 23,000 Mann, die durch das neue Gesetz der Armee zugelegt sind, so haben wir mit der ungefähren Zahl von 90,000 Mann die gesammte Vermehrung an dienstgeübter Mannschaft, welche die französische Armee seit 1866 gewonnen hat. Wie hoch die Zahl der Fünfmonatssoldaten sich beläuft, ist schwer festzustellen. Nach französischen Angaben soll diese zweifelhafte Reserve sich im Frühjahr 1868 auf 226,000 Mann belaufen haben. Man wird von dieser Zahl wohl die Hälfte abziehen dürfen.

So blieb denn die stolze Ziffer von 800,000 Mann für die active Armee und Reserve, womit man im Winter 1867/68 der Eitelkeit des französischen Volkes schmeichelte, unerreicht; ja selbst nach Ablauf von neun Jahren war keine Aussicht sie zu erreichen. Der Mangel an Reserve blieb in Frankreich für die nächste Zeit so groß, wie bei uns ihr Ueberfluß. Man versuchte also noch eine andere Organisation, welche es der Linie im Fall des Krieges erleichtern sollte, mit möglichst ungeschwächter Zahl in das Feld zu rücken. Diese Organisation war der im März 1868 von Niel vorgelegte und vom Kaiser genehmigte Plan einer Mobilgarde. Die Mobilgarde sollte je nach der Bevölkerungsstärke in den einzelnen Departements formirt, in ihrer Gesammtzahl aber auf 550,000 Mann gebracht werden. Wieder eine recht imponirende Ziffer! Sie sollte aus Infanterie und Artillerie bestehen und ihre Bataillone 2000 Mann stark sein, wobei man im Voraus bedachte, daß in Kriegszeiten von diesem Haufen wohl reichlich die Hälfte ausfallen werde. Die Bataillone oder Compagnien treten zu Exercitien zusammen, jedoch darf keinem Gardisten zugemuthet werden, sich dieserhalb länger als einen Tag

Digitized by Google

von seinem Wohnort zu entfernen. Die Mobilgarde ist bestimmt, der activen Armee die Besetzung der großen Städte, der festen Plätze, den Schutz der Küsten und Grenzen abzunehmen und für die Sicherheit im Innern zu sorgen. Ihre Mannschaft besteht aus sämmtlichen jungen Franzosen, welche nicht in der Armee dienen, also den Freigelosten, den Zurückgestellten und denen, die sich einen Stellvertreter verschafft haben. Die Dienstverpflichtung dauert 5 Jahre. Offiziere und Unteroffiziere sollen aus den pensionirten Offizieren, aus den ausgetretenen alten Unteroffizieren und etwaigen Freiwilligen gewonnen werden. Diese Chargirten erhalten zu ihren Pensionen für ihre Dienstleistungen noch erhebliche Zulagen. Man sieht, bei der Mobilgarde schwebte den Franzosen das Bild unserer Landwehr vor; nur fehlt bei der Nachahmung ein Zug, der freilich einen großen Unterschied macht. Die Landwehr ist eine gediente Mannschaft, vollkommen ausgestattet mit gedienten Offizieren und Unteroffizieren, die keineswegs blos aus ausrangirten Invaliden genommen werden. Wenn unsere Landwehr einige Wochen Zeit hat, um sich militärisch wieder einzugewöhnen, so ist sie geradezu eine Kerntruppe, bestehend aus den kräftigsten Männern vom 27—32sten Lebensjahr, durchgängig ausgebildeten Soldaten, voll körperlicher Kraft, Besonnenheit und Intelligenz. Die Mobilgarde dagegen ist eine Bürgerwehr mit einigen Elementen von vielleicht freiwillig eintretenden grangewordenen Soldaten, geführt von verabschiedeten Offizieren, denen die jungen Kräfte, welche unsere einjährigen Freiwilligen nach bestandener Offiziersprüfung bieten, völlig fehlen. Einem solchen Haufen einen festen Platz oder den Dienst an der Grenze anzuvertrauen, ist natürlich ein verzweifeltes Wagniß. Er verdient noch lange nicht den Namen einer Miliz, falls man darunter eine Volkswehr versteht, die wenigstens einige Monate einexercirt ist; und die Frage ist daher auch ziemlich gleichgültig, wie weit die Organisation, die man im Süden und Westen von Frankreich wegen des Widerwillens der Bevölkerung aufgeben mußte, im Nordosten vorwärts gerückt ist, ob man es auf 100,000 oder 150,000 Mobilgarden in Paris und in den Departements östlich von Paris gebracht hat. Die Mobilgarde wird in diesem Kriege höchstens so viel Truppen ersetzen können, als sonst in den offenen Städten zum Polizeidienst zurückbleiben müßten. In den Festungen dagegen, die irgend wie bedroht sind, wird sie nur mit äußerster Gefahr gebraucht werden können. Die ernsten Militärs ärgerten sich von vorn herein an diesen Phantasie-Bataillonen und Batterien. Man vernachlässigte die Einrichtung, seitdem Niel gestorben war. Sie stammt auch wahrscheinlich nicht von Niel, sondern von dem Kaiser, der ein Grübler und Experimentator, aber kein Soldat ist.

Digitized by Google

Militärisch genommen führt Napoleon III. den Krieg mit einer Armee, die mitten in der Umbildung begriffen, aber mit dieser Umbildung noch lange nicht fertig ist. Es mögen die 60,000 Nein's bei dem Plebiscit ihn in Schrecken gesetzt, es mögen seine Agenten ihn über die Stimmungen in Süddeutschland und in den annectirten Provinzen oder über das eben in der Umwandlung befindliche Zündnadelgewehr getäuscht haben, — als besonnener Mann hätte er sich sagen müssen, daß von den Saaten, welche Niel gestreut, bisher nur sehr wenig zur Frucht gereift sei. Schon Trochu warnte, über dem Zündnadelgewehr die tieferen Faktoren nicht zu vergessen, welche die Erfolge des böhmischen Feldzugs bedingt hätten. Aber gesetzt, es war nicht die allgemeine Wehrpflicht, sondern Dreyse, dem unsere Armee das Meiste verdankte, was nützt die kostbarste Waffe in der Hand von Leuten, die sie nicht auszunützen verstehen? Es sind noch nicht zwei Jahre, daß die französische Armee mit dem Chassepot durchgängig versehen ist. Die älteren, beurlaubten Jahrgänge kennen das Gewehr nur flüchtig, die jüngeren, die bei den Fahnen standen, sind nicht entfernt mit der Sorgfalt im Schießen geübt, welche unsere Offiziere auf jeden einzelnen Mann verwenden. Der großartigste Beweis von dieser unvergleichlichen Sorgfalt und ihren trefflichen Erfolgen bestand darin, daß unsere Armee in dem Kriegsjahre 1866 sehr viel weniger Patronen verschoß als bei den Schießübungen der Vorjahre. Schon die ersten Vorpostengefechte haben gezeigt, daß der Franzose sein Chassepot mehr zum blinden Knallen als zum sichern Treffen zu benutzen weiß und daß die Mannschaft in der intelligenten Benutzung des Terrains hinter unsern Soldaten zurücksteht. Es führt uns dies zu einem Punkt, bei dem wir noch einen Augenblick verweilen möchten, zu den Nachlässigkeiten in der persönlichen wie in der taktischen Ausbildung der Truppen.

Trochu hat diesem Gegenstand mehrere Capitel gewidmet. In einem Aufsatz über die Infanterie, „die Königin der Schlachten," beklagt er zunächst die Geringschätzung, die man der großen Masse der Armee, der Linieninfanterie, erweise. Aus der jährlichen Aushebung suchen sich, was allerdings nicht zu vermeiden ist, zuerst die Specialwaffen die für sie geeigneten Leute aus. Von dem, was dann übrig bleibt, werden die besten Leute, nachdem sie in den Depots ausexercirt sind, dem Gardecorps zugewiesen. Endlich werden noch bei jedem Linienbataillon zwei Elitecompagnien gebildet, so daß die vier Compagnien des Centrums, welche zwei Drittheile der gesammten Linieninfanterie darstellen, eine schwächliche, aller tüchtigen Elemente beraubte Masse seien. Trochu drang darauf, daß diese Entnervung der Linieninfanterie beseitigt und für eine gleichmäßige Tüchtigkeit aller ihrer Theile gesorgt werde. Mit dieser Forderung

Digitized by Google

ist er theilweise durchgedrungen. Man hat zwar nicht, wie er vorschlug, das Gardecorps verringert, jedoch wenigstens den Unterschied zwischen den Elitecompagnien und denen des Centrums aufgehoben und die tüchtigeren Leute unter das gesammte Bataillon als Soldaten erster Klasse vertheilt. Aber nicht durchgedrungen ist er mit der Forderung, daß jedes Bataillon eine Compagnie geübter Schützen habe, die nicht in's Blaue hineinschieße, sondern sich ein Ziel nehme, und die geschickt sei, sich hinter einem Baum, einer Mauer, einem Graben die Deckungen zu suchen, die ihr gestatten, mit Ruhe zu zielen. Was Trochu fordert, ist nichts anderes als was bei uns die gesammte Mannschaft und nicht blos eine einzelne Abtheilung lernt. Er aber spricht nach vieljährigen Erfahrungen die Ueberzeugung aus, daß die Truppen in der Erregung des Kampfes überhaupt nicht zielten, sondern in der Ueberstürzung nur so vor sich hinschössen. Viele legten kaum das Gewehr an die Schulter und würden auch dies nicht thun, wenn sie nicht den Stoß des Gewehrs fürchteten.

Man sieht aus den bescheidenen Ansprüchen, die Trochu stellt, wie es mit den Schießübungen in der französischen Armee bestellt sein mußte. Erst in neuester Zeit ist von oben herab mehr Sorgfalt befohlen, wie man auch erst seit dem Januar dieses Jahres den Fechtunterricht obligatorisch eingeführt hat. Aber die früheren Versäumnisse lassen sich nicht über Nacht einholen.

„Wer die moderne Taktik sorgsam studirt, bemerkt mit Erstaunen die Apathie, in welcher Frankreich angesichts der Fortschritte der es umgebenden Nationen verharrt. Seine Reglements sind die unvollständigsten, die es giebt. Der militärische Ruhm scheint seine Taktiker blind zu machen. Sie sagen: Wir haben Europa mit unserer jetzigen Organisation besiegt, wir haben die Tradition. Die Tradition dient der Sorglosigkeit zur Entschuldigung, aber sie hat mehr Armeen zu Grunde gerichtet, als errettet." Mit diesen Worten eines belgischen Generals beginnt Trochu seine Beobachtungen über die mangelhafte taktische Bildung der Offiziere und der Truppen. Unsere Taktik in den letzten Kriegen, sagt er, bestand im Allgemeinen darin, daß die Truppen, vom besten Geist beseelt, lebhaft auf das Gefechtsfeld eilten. Sobald die ersten Leute fielen, beschleunigten die Bataillone in verhaltener Aufregung ihre Schritte, aber es war schon schwer sie zusammenzuhalten und die Auflösung in ihren Reihen fing an. Sobald die großen Verluste begannen, sei es nun, daß die Truppen vor einem Gewehrfeuer deployirt wurden, oder daß sie sich in Kolonnen vor dem Feuer einer Batterie befanden, so wurden sie in hohem Maße erregt. Unfähig, ruhig auf dem Platze stehen zu bleiben, noch unfähiger Kehrt zu machen, stürzten sie vorwärts, um die Ursache jener furchtbaren

Digitized by Google

Wirkungen zu erreichen. Die Massen drangen vor, indem sie sich der Leitung ihrer Führer entzogen. Mit dem Feinde theilweise vermengt, lähmten sie die Action der Artillerie und Cavallerie und störten den allgemeinen Plan der Schlacht oder doch die Combinationen, welche zur Ausführung des Plans von den einzelnen Befehlshabern gemacht waren.

Trochu giebt für diese ungeregelte Gefechtsweise drei Ursachen an. Einmal das nervöse Temperament der Franzosen, dann die üblen Gewohnheiten des afrikanischen Krieges, der den militärischen Individualismus, den unzusammenhängenden, ordnungslosen Kampf statt der großen methodischen Operationen begünstigt habe, endlich die verkehrten Reglements, nach denen die Manöver im Frieden geleitet und die im Krieg als eine unbrauchbare Bürde weggeworfen würden.

Die Exercitien und Manöver der französischen Armee beruhten noch im Jahre 1867 auf einem Reglement von 1791, welches dem Potsdamer Reglement, der Taktik des alten Dessauers und des großen Friedrich nachgebildet war. Man schien vergessen zu haben, daß inzwischen die Revolutionskriege und die Feldzüge Napoleon's I. eine ganz neue Gefechtsweise eingeführt hatten, daß die weite, starre Linie, die in einem Stück vorwärts ging, durch die Fortschritte der Artillerie und des Infanteriegewehrs längst aufgelöst war, da beide aus zu großer Entfernung wirken, um ihren Aufmarsch zu gestatten. Man betrieb also Manöver, die nur auf dem Exercirplatz, aber nicht in der Schlacht Anwendung finden konnten, und die Folge davon war, daß die Offiziere, die den Kopf von diesen unpraktischen Regeln voll hatten, im wirklichen Krieg die Führung ihrer Soldaten verloren, und daß die Masse sich ohne jede taktische Ordnung, ganz naturalistisch in den Kampf stürzte. Preußen, sagt Trochu, studirte die Kampfweise der napoleonischen Feldzüge, und vervollkommnete seinen militärischen Organismus nach den Erfahrungen der Kriege in der Krim, in Italien und Nordamerika. Wir Franzosen hielten dagegen hartnäckig an der Theorie des alten Dessauers fest, und trieben unnütze Garnisonsexercitien, die für den wirklichen Kampf nur störend und hinderlich sind. — Allerdings hat die Kritik so bedeutender Schriftsteller, wie Trochu, auch in diesem Punkt durchgeschlagen. Es wurde ein neues Reglement für die Exercitien der Infanterie am 16. März 1869 erlassen, welches die alten Manövrirkünste bei Seite schob. Preußische Offiziere, welche den Uebungen im Lager von Chalons beiwohnten, sprachen sich anerkennend aus. Aber eine Reform, die wenig über ein Jahr alt ist, kann bei den Offizieren und der Mannschaft noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen sein. Jene „Flucht nach vorn", von der Bugeaud spricht, wird auch in dem bevorstehenden Feldzug die größte Leistung der Fran-

Digitized by Google

zosen sein. Sie werden durch den élan zu erstehen suchen, was ihnen an Disciplin und Ordnung, an persönlicher und taktischer Durchbildung fehlt. Allein jener naturalistische Muth reicht nicht aus gegenüber von Truppen, die an Tapferkeit dem Gegner gleich, an kaltem Blut, an geschickter Benutzung ihrer Waffe und des Terrains ihm überlegen sind und die außerdem der Leitung ihrer Offiziere sich in vollem Vertrauen und mit unbedingtem Gehorsam fügen. Frankreich ist in seiner militärischen Entwicklung fast ebenso zurückgeblieben wie in seiner politischen. Es ist heute nicht weiter als 1792. Deshalb wird es von der Nation niedergeworfen werden, welche die inzwischen verflossene Zeit ernst und gewissenhaft zur Ausbildung der politischen wie der militärischen Ideen benutzt hat.

Wir fügen dieser Skizze noch einige Angaben über die Stärke der französischen Armee hinzu und beziehen uns dabei auf das sehr exacte Buch von Kummer (Grundzüge der Heeresorganisation in Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien, Frankreich und Deutschland), welches durchgängig aus officiellen und zwar kritisch untersuchten Quellen schöpft. Im April 1869 erklärte der Marschall Niel vor der Kammer: „Das Effectiv der Armee betrug am 1. März, dem Zeitpunkt des Minimalstandes, 330,000 Mann. Gegenwärtig befinden sich 400,000 Mann unter den Fahnen, welche während des Sommers die verschiedenen Lager beziehen werden. Mit den Reserven kann die Armee auf 662,000 Mann gebracht werden, und die Reserven sind vollkommen (will sagen: fünf Monate) einexercirt." Dagegen hatte nach dem Exposé de la situation de l'Empire die Armee am 1. October einen Effectivbestand:

Im Innern	von	365,179 Mann
In Algier	=	63,925 =
Im Kirchenstaat	=	5,252 =
		434,356 Mann.

Hiervon waren durchgängig 108,831 Mann beurlaubt, so daß sich nur 325,525 Mann bei den Fahnen befanden. Der Effectivbestand der Reserven (Fünfmonatsoldaten) betrug am 1. October 212,816 Mann, mithin Armee und Reserve zusammen 647,172 Mann. — Diese Zahl geht schon etwas unter die Niel'sche Behauptung herab, in dessen Interesse es lag, die Stärke der Armee zu übertreiben, wie er auch im April 1869 von mehr als einer Million fertiger Chassepots geredet hatte, während man später die Hoffnung aussprach, es bis zum Schluß des Jahres auf 922,000 Stück zu bringen. Kummer hält indeß nach den Materialien des preußischen Generalstabes auch jene bescheidenere Zahl noch für zu hoch und schätzt die Gesammtheit aller, zum Heeresverband gehörigen acti-

Digitized by Google

ven und passiven Elemente auf die runde Zahl von 600,000 Mann. Hiervon kommen auf die s. g. organischen non-valeurs (Gendarmen, Remontereiter, Oekonomie-Handwerker, Beamte u. s. w.) sammt den Offizieren ungefähr 84,000 Köpfe. Nach Abrechnung derselben bleibt eine Masse von 515,000 Mann. Davon müssen in Algier und im Innern von Frankreich als Kern der Festungsbesatzungen ꝛc. mindestens 50,000 Mann zurückbleiben. Zur Bildung von drei Reservecorps, die nach einiger Zeit in zweiter Linie in's Feld rücken könnten, sind erforderlich 93,600 Mann, für die Depots aller Waffen, Festungsartillerie, Genie u. s. w. 85,000 Mann. Mithin bleiben für die Feldarmee unmittelbar 286,400 Mann, etwa in 8 Armeecorps und 24 Divisionen, verwendbar. Rechnet man die Offiziere hinzu und erwägt dagegen, daß die beiden Festungen Straßburg und Metz allein schon je 20,000 und 13,000 Mann Besatzung erfordern, daß also die Zahl von 50,000 Mann als Besatzungstruppen für ganz Frankreich und Algier schwerlich ausreichen kann, so kommt man als höchste und kaum erreichbare Leistung für die französische Feldarmee auf 300,000 Combattanten.

Diese Rechnung setzt voraus, daß die Mobilgarde die activen Truppen in den offenen Städten und theilweise sogar in den nicht bedrohten und unwichtigen festen Plätzen ersetzt. Sie nimmt ferner auf die 90,000 Mann keine Rücksicht, welche am 1. Juli dienstpflichtig werden und die nach dem Bericht der öffentlichen Blätter statt im October schon jetzt einberufen sind. Diese Recruten werden erst nach Monaten in die Reihen der Feldarmee einrücken können und für die Entscheidung des Krieges wahrscheinlich zu spät kommen.

Die angegebenen Zahlen stehen im grellen Contrast zu den schwindelhaften Ziffern, mit denen die Franzosen seit der Reform von 1868 um sich geworfen haben. Aber bei diesen Leuten ist ja alles Lüge. Ihr tägliches Handwerk besteht im Comödiantenlärm und der hohlsten Prahlerei. Sie schwindeln und renommiren so lange, bis sie selbst an ihre Renommage glauben. Betäubt durch das Gift der eigenen Phrase sind sie am Ende auch davon überzeugt, daß am Rhein 400,000 Mann und in ganz Frankreich eine Million Bewaffneter stehen. Dieses Luftgebäude wird sehr bald umgestürzt werden. Gesetzt, daß alle andern Elemente, auf deren Zusammenwirken es ankommt — die Tüchtigkeit des einzelnen Mannes, die Intelligenz und der taktische Zusammenhalt der Truppen, die Fähigkeit der Führer zur Leitung großer Massen — auf beiden Seiten gleich wären, gesetzt, daß nur die Zahl in diesem großen Kampfe entschiede, so würden wir schon wegen der Zahl getrost auf den Sieg hoffen können. Aber wir vertrauen allerdings noch auf andere Faktoren — auf

Digitized by Google

die militärische Bildung und den sittlichen Geist unserer Truppen und auf die großen Ideen, deren Werkzeug diese deutsche Armee ist. Es ist gegen den Sinn und Verstand der Weltgeschichte, daß in diesem Streite der Theil unterliegen sollte, der die Wahrheit vertheidigt gegen die Lüge, die Güter eines reichen Culturlebens gegen die Begierde zuchtloser Räuber, die Freiheit der Völker gegen die anmaßliche Herrschsucht einer Nation, welche Recht und Freiheit weder daheim festzuhalten noch im Verkehr der Völker zu achten versteht.

Berlin, 4. August.

Digitized by Google

Das

diplomatiſche Vorſpiel des Krieges

von

W. Wehrenpfennig.

Digitized by Google

Die folgende Darstellung dient dem bescheidenen Zweck, auf Grund der bisher veröffentlichten Actenstücke die diplomatischen Hergänge in aller Kürze zu schildern, welche das Vorspiel zu dem gewaltigen Kriegsdrama waren. Neues wird diese Skizze nicht bieten können; denn das Meiste, was wichtig war, ist sofort an die Oeffentlichkeit gebracht und Manches, was bisher nur in vertrauten Kreisen bekannt wurde, darf erst der künftige Geschichtsschreiber erzählen. Es handelt sich also nur darum, die dem Publicum stückweise zugegangenen Thatsachen in Zusammenhang und in die rechte Beleuchtung zu stellen.

Wir beginnen mit der Circulardepesche des spanischen Ministers Sagasta vom 7. Juli und der Erklärung des Deputirten Salazar y Mazarredo, Unterhändlers zwischen Prim und dem Prinzen Leopold, vom 8. Juli. In jener Depesche schreibt der Minister: Die spanische Regierung hat „allein auf ihre eigene Verantwortlichkeit gehandelt und sich direct mit dem Prinzen Leopold in's Vernehmen gesetzt, ohne einen einzigen Augenblick daran zu denken, daß ihre Ehre ihr gestatte, mit dem geringsten Einfluß eines fremden Cabinets zu transigiren. Ich lenke ganz besonders die Aufmerksamkeit Ew. .... auf diesen Punkt, weil viel darauf ankommt, festzustellen, daß die Regierung des Regenten in dieser Sache nur ihren eigenen Regungen gefolgt ist, und daß kein nationales Interesse im Auslande und noch weniger ein ausländisches Interesse ihren Vorsitzenden im Verlauf dieser Unterhandlung geleitet hat. Nur der Wunsch, den Willen der Nation und den Auftrag zu erfüllen .... hat ihn bewogen, zur Bewerbung um den Thron Spaniens einen großjährigen Prinzen aufzufordern, der, freier Herr seines Handelns, durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den meisten regierenden Häusern, ohne bei irgend einem derselben zur Thronfolge berechtigt zu sein, in dieser Stellung jeden Gedanken einer Feindseligkeit gegen irgend welch eine Macht ausschloß."

Digitized by Google

Dieſe Verſicherung des ſpaniſchen Miniſters wurde durch die Erklärungen des Cortesmitgliedes Salazar, das die Unterhandlungen mit dem Prinzen Leopold geführt, perſönlich beſtätigt. In dem Vorwort zu einer Flugſchrift, die er zu Gunſten der Candidatur jenes Prinzen ſchon im Herbſt 1869 veröffentlichte und jetzt neu herausgab, erzählt er, wie Prim auf ſein Bedenken, der Prinz möge bis zu einem gewiſſen Grade der franzöſiſchen Regierung wenig genehm ſein, erwiderte: Haben wir uns *zuerſt* an einen preußiſchen Prinzen gewandt? Was hat nicht die ganze franzöſiſche Preſſe geſagt, weil Spanien in Liſſabon, in Cintra, in Florenz und in Harrow Zurückweiſungen erfahren hatte? Wenn wir nun in jenen Verſuchen kein Glück gehabt haben, und es bekannt iſt, daß auf dem Herzoge von Montpenſier und der Republik ebenfalls das Veto Napoleon's ruht, ſoll deshalb die September-Errungenſchaft zu einer ſteten Unfertigkeit verurtheilt ſein? Was kann Frankreich von einem Prinzen fürchten, welcher dem katholiſchen Zweig der Hohenzollern angehört, die ſchon ſeit Jahrhunderten von dem evangeliſchen weit getrennt ſind? Und was, fährt Salazar in ſeinem und Prim's Gedankengange fort, würde denn der Prinz Leopold Preußen zu verdanken haben? Nichts, gar nichts; Alles hätte er dem Willen der ſpaniſchen Cortes zu verdanken. „*Die preußiſche Regierung hat ſich in dieſe Unterhandlung nicht eingemiſcht und der König von Preußen war überraſcht*, als ihm der Prinz, welcher volljährig iſt, nach Ems ſeinen endgültigen Entſchluß, *als eine Sache der Höflichkeit*, mittheilte."

Dieſe Mittheilung fiel in den Juni und der König, der früher abgerathen hatte, glaubte dem nunmehr gefaßten Entſchluſſe des Prinzen nicht entgegentreten zu ſollen. Er betrachtete die Sache als eine Familienangelegenheit und Graf Bismarck erhielt davon nicht als Miniſter, ſondern auf privatem Wege Kenntniß.

Die Kläglichkeit, mit der ſich Spanien gegenüber dem beleidigenden Eingriff Frankreichs in ſeine Souveränetät ſpäter zurückzog, hat den Verdacht geweckt, daß Prim mit Bonaparte ein abgekartetes Spiel getrieben habe. Schwerlich wird die Geſchichte dies beſtätigen. Wahrſcheinlicher iſt, daß man das Jawort des Prinzen bis zur Verſammlung der Cortes geheim halten und in der Zwiſchenzeit die freundſchaftlichen Beziehungen der Familie des Fürſten Anton mit dem Tuilerienhofe zur Verſtändigung benutzen wollte. War es doch 1866 gerade Napoleon III. geweſen, der dem Fürſten Anton perſönlich zugeredet hatte, daß er ſeinen jüngeren Sohn Karl beſtimme, dem Rufe der Rumänen zu folgen.

Eine Indiscretion brachte die Verhandlung zu früh an's Licht und ſie wurde nun ſofort in Paris als eine glückliche Gelegenheit ergriffen,

Digitized by Google

um Preußen von Deutschland zu trennen und dem „dynastischen Ehrgeiz" der Hohenzollern zu Leibe zu gehen. Gleich am 4. Juli erschien der Stellvertreter Benedetti's auf dem auswärtigen Amt in Berlin, um seiner peinlichen Empfindung Ausdruck zu geben und zu fragen, ob Preußen bei der Sache betheiligt sei. Herr von Thiele erwiderte ihm, daß die Angelegenheit für die preußische Regierung nicht existire und die letztere nicht in der Lage sei, über etwaige Verhandlungen des spanischen Ministerpräsidenten mit dem Prinzen Auskunft zu geben. Damit war von vorn herein die correcte Stellung eingenommen, dagegen war es weniger correct, daß der preußische Botschafter in Paris, Herr von Werther, gegen den Gramont und Ollivier an dem gleichen Tage von einer Compromittirung des Friedens sprachen, auf den Wunsch dieser Herren es unternahm, seine zum 5ten bereits beabsichtigte Reise nach Ems zur Einziehung von Informationen und rascher Zurückgabe von Aufklärungen zu benutzen. Herrn von Werther war die Thatsache entgangen, das Se. Majestät der König sich in Ems als Privatmann bewegte und den verantwortlichen Leiter des auswärtigen Amts nicht bei sich hatte.

In Paris wollte man keine vertrauliche Verhandlung, die zum Ausgleich führen konnte. Darum ward schon am 5. Juli die Interpellation Cochery im gesetzgebenden Körper veranstaltet und gleich am 6ten von Gramont durch die drohende Erklärung beantwortet: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt und dadurch zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas in Unordnung bringt und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet..... Wir vertrauen auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders kommen, so würden wir .... unsere Pflicht ohne Zaudern erfüllen."

Damit war die Kriegsfrage laut und lärmend gestellt, die Möglichkeit, die aufgetauchte Differenz nach den Wünschen Frankreichs, aber ohne Schädigung unserer Ehre zu beseitigen, muthwillig abgeschnitten, und nur die Wahl zwischen einer Demüthigung oder dem Kriege gelassen. Denn selbst wenn Prinz Leopold jetzt freiwillig zurücktrat, würde dieser Entschluß auf die Einwirkung Preußens und auf dessen Furcht vor dem Duell mit Frankreich zurückgeführt sein.

In Berlin abgewiesen, versuchte die französische Regierung eine Pression auf die Person des Königs in Ems. Graf Benedetti wurde von Wildbad dorthin beordert und erschien am 9ten mit der Forderung, daß der König dem Prinzen Leopold einen Verzicht auf seine Candidatur anrathe oder nöthigenfalls gebiete. Der König unterschied zwischen seiner Stellung

Digitized by Google

als Familienhaupt und als Souverain, erklärte, daß er den zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen geführten Unterhandlungen fremd geblieben sei und lehnte es ab, eine Einwirkung auf den letzteren auszuüben. „Ich will mich in die Sache nicht einmischen," so referirte später Ollivier die Erklärungen des Königs, „mag der Prinz verzichten, ich habe nichts dagegen, aber ich fordere ihn auch nicht dazu auf." Da ging am 12ten Mittags an den Marschall Prim und in Abschrift an den spanischen Gesandten Olozaga in Paris das Telegramm des Fürsten Anton, welches den Rücktritt seines Sohnes anzeigte. Der auflodernde Brand schien plötzlich gelöscht. Wenn die französische Regierung an diesem Punkte innehielt, so hatte sie einen Erfolg errungen, der ihr Prestige hob und der Preußen, wenn auch vielleicht unverdient, in den Ruf der ängstlich ausbiegenden Schwäche setzte.

Man hatte in Paris bisher nichts anderes gefordert, als was jetzt erreicht war. Die Depeschen des englischen Blaubuchs geben dafür den unwiderleglichen Beweis. Am 8. Juli berichtet Lord Lyons über eine Unterredung mit dem Herzog von Gramont, worin der französische Minister erklärte: Es stehe ernstlich zu hoffen, daß der König von Preußen dem Prinzen offen verbieten werde, nach Spanien zu gehen. Es gebe indeß noch eine andere Lösung der Frage, auf welche er die englische Regierung besonders aufmerksam machen wolle. Der Prinz von Hohenzollern könnte seine Prätensionen auf den spanischen Thron aus eigenem Antriebe aufgeben.... Ein freiwilliger Rücktritt seitens des Prinzen würde seiner Ansicht nach eine höchst glückliche Lösung schwieriger und verwickelter Fragen sein, und er bitte die englische Regierung, all ihren Einfluß aufzubieten, um eine solche Lösung zu Wege zu bringen. Und am 10. Juli versicherte Gramont dem englischen Botschafter: Wenn der Prinz jetzt auf den Rath des Königs von Preußen seine Candidatur zurückzöge, so würde die ganze Angelegenheit erledigt sein.... Wenn aber der Prinz nach seiner Berathung mit dem Könige darauf beharre, als Candidat für den spanischen Thron aufzutreten, dann werde Frankreich sofort gegen Preußen den Krieg erklären.

Die ganze Angelegenheit war also am 12ten thatsächlich erledigt. Für ein paar Stunden glaubte sogar Herr Ollivier, daß sie erledigt sei und ließ im Constitutionnel schreiben: Man hat unserer gerechten Forderung Genüge gethan; wir sind zufrieden gestellt; wir haben nicht mehr verlangt und mit Stolz nehmen wir von dieser friedlichen Lösung Kenntniß; — für ein paar Stunden, denn noch im Laufe des 12ten wurde er anders belehrt und strengte bereits seine Beredtsamkeit an, um Gramont's neue Forderungen bei dem preußischen Botschafter zu unterstützen. Gramont

Digitized by Google

selbst wurde es in seiner Plumpheit schwer, den Uebergang zu finden. Lord Lyons meldet von ihm am 12ten: Herr von Gramont sagte, daß dieser Zustand der Dinge (der Rücktritt des Prinzen) die französische Regierung sehr in Verlegenheit setze. Auf der einen Seite sei die öffentliche Meinung in Frankreich so aufgeregt, daß es zweifelhaft sei, ob das Ministerium nicht morgen gestürzt werde, wenn es nach der Kammer ginge und die Angelegenheit als erledigt ankündigte, ohne eine vollständige Genugthuung von Preußen erlangt zu haben. Andererseits mache der Rücktritt des Prinzen Leopold der ursprünglichen Ursache des Streites ein Ende.... Spanien sei jetzt jedenfalls aus der Streitfrage heraus, und der Streit, wenn es Streit gebe, beschränke sich auf Frankreich und Preußen. — Lord Lyons fiel aus den Wolken. Eingedenk der früheren Gelöbnisse war er starr vor Erstaunen, daß die französische Regierung auch nur einen Augenblick zögern könne, den Rücktritt des Prinzen als Beilegung der Angelegenheit anzunehmen. Er schwang sich zu der Erklärung auf, daß ein Rückgehen von der früher gemachten Versicherung für die englische Regierung peinlich und beunruhigend sein werde. Er sagte den Franzosen voraus, wie der Rücktritt des Prinzen die Situation gänzlich ändern, wie Europa jetzt die Schuld des Krieges auf Frankreich werfen und Preußen den Beistand von ganz Deutschland erhalten werde gegen einen Angriff, dem man keinen andern Beweggrund unterschieben könne, als die Eifersucht Frankreichs und die leidenschaftliche Begierde, seinen Nachbar zu demüthigen. Gramont erwiederte: der entscheidende Entschluß hänge von einem Ministerrath ab, welcher morgen (13ten) in Gegenwart des Kaisers abgehalten werden solle und dessen Resultat der Kammer, ohne daß er den englischen Botschafter dazwischen sprechen könne, unmittelbar darauf mitgetheilt werden müsse.

Gegen Lyons hielt Gramont für nöthig, noch etwas zögernd den Uebergang zu machen; gegen Baron Werther sprach er sofort mit derber Offenheit. Dieser Vertreter des Oberhaupts des norddeutschen Bundes hatte am 12ten, unmittelbar nach seiner Rückkunft aus Ems, von Gramont die Aufforderung erhalten, ihn zu besuchen und er hatte sich „gleich dazu bereit erklärt." Er berichtet, daß er von dem Herzog „in der gewohnten freundlichen Weise, wie es zwischen alten Bekannten üblich," empfangen worden sei. Diese Freundlichkeit entwickelte sich näher dahin, daß Gramont ihm erklärte: Er sehe die Entsagung des Prinzen von Hohenzollern als Nebensache an, denn die französische Regierung hätte doch niemals seine Thronbesteigung zugelassen; aber er fürchte, daß aus unserm Verfahren (der Heimlichkeit bei den angeblichen Verhandlungen zwischen Preußen und Spanien) eine bleibende Verstimmung zwischen unseren beiden Ländern

Digitized by Google

hervorgehen werde. Um den Keim derselben zu tilgen, scheine ihm ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg. Es könne darin nur gesagt werden, daß der König, indem er den Prinzen Leopold zur Annahme der spanischen Krone ermächtigte, nicht hätte glauben können, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schließe sich der Entsagung des Prinzen an, und zwar mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespalts zwischen unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein möchte. Solche und ähnliche Worte, die im Allgemeinen durch Publicität zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung beitragen könnten, dürfe der Brief enthalten; von den verwandtschaftlichen Beziehungen des Prinzen zum Kaiser dagegen dürfe in ihm, da dieses Argument in den Tuilerien verletze, nicht die Rede sein. — Also ein Abbittebrief, dessen Inhalt von dem Gegner dictirt war. Der Himmel hat uns Sterblichen, folglich auch den Diplomaten, die Tugenden der Nachgiebigkeit und Geduld in verschiedenem Maße zugemessen. Schon am 8. Juli, ehe die neuen französischen Insolenzen herausgetreten waren, hatte der preußische Botschafter in London, Graf Bernstorff, in einer Unterredung mit dem englischen Minister geäußert: „Die norddeutsche Regierung wünsche sich nicht in die Angelegenheit der Throncandidatur zu mischen, sondern überlasse es der französischen Regierung, den von ihr passend gefundenen Weg einzuschlagen, und der preußische Vertreter in Paris sei angewiesen worden, sich aller Einmischung zu enthalten. Die norddeutsche Regierung habe kein Verlangen nach einem Thronfolgekrieg, wenn aber Frankreich gegen sie Krieg führen wolle auf Grund einer von Spanien getroffenen Königswahl, so werde dies ein Verlangen nach einem Kriege ohne jede gerechte Ursache zeigen; .... wenn Frankreich durchaus Norddeutschland angreifen wolle, so werde dieses bereit sein, sich zu vertheidigen." Herr von Werther fand also bei seiner Rückkehr nach Paris jene Anweisung. Gleichwohl unternahm er es, die neue Forderung zwar nicht auf telegraphischem, aber doch auf schriftlichem Wege zu vermitteln. Er ergriff nicht den Ausweg, den Gramont und Ollivier ihm selber boten, indem sie erklärten: wenn er es nicht glaube unternehmen zu können, so würden sie sich genöthigt sehen, mit der Anregung der Frage den Grafen Benedetti zu beauftragen. „Ich habe dem Botschafter," sagte Graf Bismarck später im Reichstag, (auf seinen Bericht über jene Unterredung) nichts weiter erwidert, als daß er die Wünsche des französischen Ministeriums mißverstanden haben müsse, denn diese schienen mir unmöglich; ich erachtete mich nicht für berechtigt, dem Könige derartige Forderungen vorzulegen. Ich antwortete dem Botschafter ferner, er möge die französische Regierung

Digitized by Google

auffordern, ihre Forderung selbst zu formuliren und sie hier durch ihren Botschafter amtlich überreichen zu lassen." Gleichzeitig mit dieser Antwort erhielt Herr von Werther die Erlaubniß, auf Urlaub zu gehen.

Bemerkenswerth ist noch, daß der Uebergang zu jener schroffsten Forderung von Gramont in demselben Augenblick gemacht wurde, wo er von dem spanischen Gesandten Olozaga das Telegramm des Fürsten Anton mitgetheilt erhielt. Ebenso wurde Benedetti noch am 12ten Nachts zur Erhebung neuer Prätensionen beauftragt. Hieraus erhellt, daß man den Schritt des Prinzen Leopold als möglich vorausgesehen und für diesen Fall die Mittel bereits überlegt hatte, um die Demüthigung weiter zu treiben. Nur Ollivier war in die Absichten seines Souverains oder der ihn beherrschenden Kriegspartei so wenig eingeweiht, daß er einen Augenblick den Streit für abgethan hielt.

Graf Benedetti hatte in der Nacht des 12ten den doppelten Auftrag erhalten, von dem Könige zu fordern 1) daß er die Verzichtleistung des Prinzen approbire, 2) daß er sich verpflichte, wenn Spanien dem Prinzen von Neuem die Krone antrage, niemals wieder seine Einwilligung zu geben. Der französische Botschafter drängte sich mit diesen Aufträgen am 13ten früh an den König auf der Brunnenpromenade heran. Der König hatte den Verzicht Leopold's so eben durch ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung erfahren, und sah, als Benedetti ihm die Nachricht bestätigte, die Sache als abgemacht an. Da rückte der Botschafter mit seinen Forderungen heraus. Der König willigte darein, die Verzichtleistung des Prinzen zu billigen, aber er lehnte die zweite Zumuthung ab. „Ich bat den König," schrieb Benedetti am 13. Juli Nachts nach Paris, „mir zu gestatten, in seinem Namen anzuzeigen, daß, wenn der Prinz von Hohenzollern auf sein Vorhaben zurückkäme, Se. Maj. sich dem mit ihrer Autorität widersetzen wolle. Der König weigerte sich entschieden, mich zu einer solchen Mittheilung zu ermächtigen. Ich drängte in ihn, konnte ihn aber nicht umstimmen. Der König erklärte mir schließlich, daß er ein solches Versprechen weder abgeben könne noch wolle und sich für diesen wie für jeden andern Fall das Recht vorbehalten müsse, die Umstände zu befragen." Am 13ten Nachmittags hatte Benedetti telegraphirt: „Der König hat die Antwort des Prinzen von Hohenzollern erhalten; sie ist vom Fürsten Anton, welcher anzeigt, daß der Prinz Leopold auf seine Candidatur verzichte. Der König beauftragt mich der Kaiserlichen Regierung zu melden, daß er diese Entschließung billige. Der König beauftragte einen seiner Adjutanten, mir diese Mittheilung zu machen. Da Se. Majestät mir nichts über die Zusicherungen sagt, die wir für die Zukunft verlangen, so werde ich um eine neue Audienz nachsuchen, um die Bemerkungen zu

Digitized by Google

wiederholen und auszuführen, die ich heute früh vorgebracht habe." .... Und über dieses Ansuchen telegraphirte er später: „Auf das Verlangen einer neuen Audienz ließ der König mir antworten, daß er die Discussion über die von uns begehrten Zusicherungen nicht aufnehmen könne; Se. Maj. berufen sich auf die heute früh dargelegten Erwägungen, die ich Ihnen in meinem letzten Telegramm mitgetheilt habe."

Wir gelangen jetzt zu der Peripetie des Stückes und haben vorher nur an die Seite jener französischen Darstellung noch die Hauptsätze aus der Aufzeichnung des preußischen Flügeladjutanten Fürsten Radziwill zu stellen. Nach dem Gespräch auf der Brunnenpromenade wurde der Adjutant um 2 Uhr zu dem Botschafter geschickt, um ihm mitzutheilen, daß der König die schriftliche Bestätigung des Verzichts vom Fürsten Anton erhalten habe und die Sache nun als abgemacht ansehe. Der Botschafter erbat sich eine Audienz, um nochmals dem Könige die zwei Wünsche seiner Regierung darzulegen. Der König ließ ihm antworten, daß er die Verzichtleistung des Prinzen Leopold in demselben Sinn und demselben Umfang approbire, in dem er dies vorher mit der Annahme dieser Candidatur gethan habe. In Betreff des zweiten Punktes könne sich der König nur auf die am Morgen abgegebene Erklärung berufen. Als Benedetti hierauf nochmals, gestützt auf eine neue Depesche seines Ministers, seine Bitte um eine Audienz wiederholte, „und wäre es auch nur, um dieselben Worte Sr. Majestät wieder zu vernehmen," ließ ihm der König um 6 Uhr zum dritten Mal erwidern: Se. Maj. müsse es entschieden ablehnen, in Betreff des letzten Punktes sich in weitere Discussionen einzulassen. Was er heute Morgen gesagt, wäre sein letztes Wort in dieser Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen. Der Botschafter erklärte, seinerseits sich bei dieser Antwort des Königs beruhigen zu wollen.

Dies waren die Hergänge, welche nun am 14ten den Vertretern des Nordbundes an den befreundeten Höfen und am 15ten der deutschen Nation durch das berühmte Zeitungstelegramm mitgetheilt wurden, das wir als wirkungsvollstes Actenstück der letzten Wochen hier wiederholen: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich Französischen Regierung von der Königlich Spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Maj. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Maj. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Maj. der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen,

Digitized by Google

daß Se. Maj. dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe." Die Thatsachen waren buchstäblich genau, aber der Sinn dieser Thatsachen war in neuer Weise aufgeschlossen, in einer Weise, die Manchem der nächst Betheiligten bisher nicht klar gewesen war. Von den europäischen Höfen drang nach Paris die Nachricht in der Form zurück: Dem Vertreter Napoleon's III. ist durch den Adjutanten vom Dienst die Thür gewiesen. Jetzt erst kam die französische Regierung dahinter, was eigentlich mit ihrem Botschafter vorgegangen sei. Benedetti selbst, so äußerte Herr Ollivier in der Kammer sehr naiv, habe von der Beleidigung keine Ahnung gehabt. In Frankreich stürzten sich hierauf die Minister in eine am 15ten der Kammer mitgetheilte Erklärung hinein, welche einer Kriegserklärung gleichkam. Sie gaben sich dabei die Blöße, jenes nachrichtliche Telegramm als eine Depesche des Grafen Bismarck zu bezeichnen, und waren dann auf die Forderung der Opposition nicht im Stande, die Depesche mitzutheilen. Das deutsche Volk aber athmete auf. Die fortgesetzte Insolenz hatte endlich die allerderbste Zurückweisung erfahren. Die bisher erlittenen Beleidigungen waren reichlich wettgemacht. Wichtiger aber, als diese Genugthuung des Gefühls, war die Beschleunigung der nun einmal unabwendbaren Krisis. Wir wollten weiter verhandeln, sagten die französischen Minister in ihrem Exposé, als wir am 14ten zu unserer Ueberraschung erfuhren, der König von Preußen habe sich geweigert, Benedetti zu empfangen und die preußische Regierung habe dies amtlich mitgetheilt; — sie wollten weiter verhandeln, während Gramont schon am 8ten dem Lord Lyons gestanden hatte, daß militärische Vorbereitungen getroffen seien und daß am 9ten die Behörden allen Ernstes beginnen müßten. Das Emser Telegramm entriß uns Deutsche der Gefahr, daß zum Schein von den Franzosen weiter verhandelt wurde, während sie im Ernst rüsteten. Es ging aus dem klaren Kopf und der unvergleichlich geschickten Hand eines Staatsmannes hervor, der bis zum Aeußersten an der Erhaltung des Friedens gearbeitet hatte, der aber jetzt die doppelte Nothwendigkeit begriff, dem Ehrgefühl der Nation eine eklatante Genugthuung zu geben und zugleich ohne Verzug zur vollen Mobilmachung zu schreiten. Das Telegramm hat bewirkt, daß die politische Action der Franzosen ihrer militärischen weit voraus eilte und daß wir die Möglichkeit gewannen, noch eben so rasch wie sie kriegsbereit zu werden.

Aus der bisherigen Darstellung wird ersichtlich, warum der entscheidende Entschluß des Ministerraths, den Gramont dem englischen Botschafter zum 13ten angekündigt, an diesem Tage nicht zu Stande kam. Man hoffte noch, von der Friedensliebe des Königs in Ems Zugeständnisse zu erpressen. Gramont erklärte vor der Kammer am 13ten nur: „Die

Digitized by Google

Verhandlungen, welche wir mit Preußen fortsetzen, und welche zu keiner Zeit einen anderen Gegenstand gehabt haben, sind noch nicht beendet."

Dies war der letzte Moment, wo die Neutralen und insbesondere England eingreifen konnten. Graf Bismarck wies der englischen Regierung hierzu den Weg. In einer Unterredung mit Lord Loftus am 13ten drückte er den Wunsch aus, die englische Regierung möge, etwa durch eine Erklärung im Parlament, ihre Befriedigung über die Lösung der spanischen Schwierigkeit durch den Rücktritt des Prinzen Leopold ausdrücken und öffentlich Zeugniß ablegen über die ruhige und weise Mäßigung des Königs, der Regierung und der Presse. Graf Bismarck hatte aus Paris schon Nachricht von den neuen Ansprüchen und den militärischen Rüstungen. „Wenn," sagte er, „diese fortgesetzt werden, werden wir uns genöthigt sehen, die französische Regierung um Aufklärung über deren Zweck und Bedeutung anzugehen." Auch werde, falls Frankreich den europäischen Mächten nicht eine Versicherung gebe, daß es die Lösung der Frage für endgültig halte und keine anderen Ansprüche geltend machen wolle, falls Frankreich ferner nicht die drohende Sprache des Herzogs von Gramont zurücknehme oder genügende Erklärung abgebe, die preußische Regierung sich genöthigt sehen, eine Erklärung von Frankreich zu suchen. . . . . „Es scheint mir gewiß," fügte Lord Loftus seinem Bericht über die Unterredung hinzu, daß Graf Bismarck und das preußische Ministerium die Haltung des Königs dem Grafen Benedetti gegenüber bedauern, und daß sie angesichts der öffentlichen Meinung in Deutschland entscheidende Maßregeln zur Wahrung der nationalen Ehre für nothwendig halten."

Danach mußte die englische Regierung begreifen, daß von deutscher Seite jedes weitere Zugeständniß moralisch unmöglich sei. Die englische Regierung war ferner durch ihre eigene Ehre verpflichtet, jeden neuen Anspruch Frankreichs zurückzuweisen. Denn Gramont hatte ihr versichert, daß der freiwillige Rücktritt des Prinzen eine höchst glückliche Lösung sei, er hatte sie aufgefordert, zu dieser Lösung all ihren Einfluß aufzubieten, und sie war dieser Aufforderung gefolgt. Daß er ein paar Tage darauf sein Wort brach, war eine directe Beleidigung Englands, die sich in guter altenglischer Zeit kein brittischer Minister hätte gefallen lassen. Ein Telegramm von drei Zeilen, im rechten Sinne am 13ten von London nach Paris geschickt, hätte den Krieg unmöglich gemacht, mit anderen Worten, hätte die Gefahr beseitigt, daß Belgien mit Antwerpen eine französische Provinz werde. Aber weder diese Gefahr, noch der offenbare Betrug, den sich Gramont gegen sie erlaubt, weckte in diesen brittischen Ministern und Agenten eine Spur von Energie. Sie lassen es sich gefallen, daß Gramont sie in Europa compromittirt, indem er mit dreister Stirn behauptet, sie

Digitized by Google

hätten die französischen Forderungen für berechtigt erklärt. Im Parlament befragt, haben sie nicht den Muth, diese Lüge offen zu entlarven. Und den neuen Vorwänden Frankreichs setzen sie nicht den entschiedenen Einspruch entgegen, der in Paris vielleicht zur Besinnung bringen konnte, sondern sobald sie nur die willkürlich ersonnenen Forderungen erfahren haben, sind sie auch sofort bereit, sie zu unterstützen. Gramont setzt dem Lord Lyons auseinander, daß Frankreich Garantien gegen die Wiederholung dessen brauche, was sich ereignete, als der Bruder des Prinzen Leopold nach Bukarest ging, und wie der Botschafter, so läßt sich Lord Granville diese Parallele gefallen, vermuthlich weil er gar nicht weiß, daß es der französische Kaiser war, der den Prinzen Karl nach Bukarest dirigirte. Am 14ten empfiehlt er dem König von Preußen, jenen schon am Tage zuvor in Ems abgelehnten Punkt — das Verbot an den Prinzen Leopold, auf seine Candidatur zurückzukommen — zu bewilligen. Natürlich wurde dieser Vorschlag zurückgewiesen. Graf Bernstorff drückte dem Minister sein Bedauern aus, daß die englische Regierung einen Vorschlag gemacht habe, den er unmöglich zur Annahme empfehlen könne. Preußen habe unter einer öffentlichen Drohung von Frankreich eine Ruhe und Mäßigung gezeigt, welche jede weitere Concession als eine Demüthigung erscheinen lassen müsse .... und die öffentliche Meinung in Deutschland beweise, daß ein Krieg selbst unter den schwierigsten Verhältnissen einem Nachgeben seitens des Königs vor den ungerechtfertigten Forderungen Frankreichs vorzuziehen sei.

Granville machte noch einen Versuch. Gleich nach Empfang der preußischen Ablehnung forderte er unter Berufung auf das Pariser Protokoll die beiden streitenden Parteien auf, die guten Dienste der befreundeten Mächte anzurufen und erklärte sich zu Vermittelung bereit. Die Depesche war am 15. Juli verfaßt. Gramont lehnte unter Berufung auf die Beleidigung des französischen Botschafters die Vermittelung ab, und Graf Bismarck machte seine Zustimmung von der vorher festgestellten Bereitwilligkeit Frankreichs abhängig. „Frankreich hat die Initiative zum Krieg ergriffen.... Eine von unserer Seite jetzt zu ergreifende Initiative zu Verhandlungen würde von dem nationalen Gefühle der Deutschen, nachdem dasselbe tief verletzt und aufgeregt worden, mißverstanden werden. Unsere Stärke liegt in dem nationalen, dem Rechts- und Ehrgefühl der Nation, während die französische Regierung bewiesen hat, daß sie dieser Stütze im eigenen Lande nicht im gleichen Maße bedarf."

Die englische Vermittelung war nichts anderes als die Zumuthung an uns, den französischen Insolenzen Schritt für Schritt nachzugeben. Sobald Frankreich auf den Einfall gekommen war, von dem Kriege Ga-

Digitized by Google

rantien gegen die zukünftige Candidatur zu verlangen, machte Granville am 14ten jenen obigen Vorschlag, daß Frankreich zwar formel diese unberechtigte Forderung zurückziehen, der König sie aber dann freiwillig erfüllen solle. Die Depeschen des Lord Loftus und die Aeußerungen Granville's im Parlament verrathen das Streben, einen Zwiespalt zwischen dem Könige und dem Grafen Bismarck zu signalisiren und nach Kräften auf ihn hinzuarbeiten. Man verbreitet die Meinung, daß der König noch zu Zugeständnissen geneigt gewesen sei, Graf Bismarck aber sie hintertrieben habe. Und während man nach deutscher Seite hin dies unfeine Geschäft treibt, erträgt man Frankreich gegenüber nicht blos den willkührlichen Wechsel der Forderungen, sondern läßt es sich auch vor der Oeffentlichkeit gefallen, daß Gramont von der Regierung Großbritanniens behauptet, sie habe die Klagegründe Frankreichs als berechtigt anerkannt. Noch am 15ten, wo die französischen Minister in ihrem Exposé den Kammern die wundervolle Phrase aufgetischt hatten: „der größte Theil der auswärtigen Mächte bewundert mit mehr oder weniger Wärme die Gerechtigkeit unserer Beschwerden" — weist Gramont im Gespräch mit Lyons die Berichtigung Granville's mit der cavalieren Bemerkung zurück, er halte sich auch heute noch zu jener Behauptung berechtigt. Lord Lyons erwidert zwar: die englische Regierung sei nicht im Stande gewesen, genau dieselbe Ansicht von dem Streit zu gewinnen, wie die Regierung des Kaisers .... sie habe Grund sich enttäuscht, um nicht zu sagen, verletzt zu fühlen. Man habe sie zu dem Glauben gebracht, daß der Rücktritt des Prinzen Leopold von allen Ansprüchen auf den spanischen Thron Alles sei, was Frankreich fordere. Die englische Regierung habe sich auf's äußerste angestrengt, um dies zu erlangen und jetzt sage man ihr, Frankreich verlange mehr. — Aber Lord Lyons bricht diesen Lamentationen sogleich selbst die Spitze ab durch die schließliche Erklärung: „Wie dem auch sein möge, die freundschaftliche Stimmung, welche das glückliche Ergebniß eines langjährigen herzlichen Einverständnisses zwischen den beiden Regierungen und den beiden Nationen sei, habe keine Schmälerung erlitten." Mit dieser Position, die zu drei Viertel auf französische Seite geneigt war, konnte selbst der gute Freund Napoleon's III., Graf Beust, gleiche Linie halten. Auch er drückte am 9ten dem Lord Bloomfield sein Bedauern aus über die übereilte Art und Weise, in der die französische Regierung in der Kammer gesprochen habe, und versicherte am 13ten, daß er alles Mögliche gethan, um Frankreich davon abzubringen, die Angelegenheit zum Aeußersten zu treiben. Vielleicht sei Niemand besser im Stande, die Stimmung in den süddeutschen Staaten zu beurtheilen, als er selber, und er sei überzeugt, Frankreich mache einen großen Fehler, wenn es auf die Sympa-

Digitized by Google

thien dieser Staaten für seine Sache rechne. Natürlich wußte Graf Beust schon am 13ten, daß mit dem Verzicht des Prinzen Leopold die Sache nicht zu Ende sei.

Die Cabinette setzten der Action Frankreichs keinen Widerstand entgegen. Durch keinen Einspruch gehemmt, brachte es die französische Regierung schon innerhalb 15 Tagen nach dem ersten Bekanntwerden der Leopold'schen Candidatur bis zur Kriegserklärung gegen Preußen. Das Ziel war erreicht, aber wie! Alle Vortheile, die man sich von dem Aufgreifen dieser „dynastischen" Frage versprochen, waren verloren gegangen. So dumm und brutal hatte man operirt, daß alle Welt hinter den elenden Vorwänden die verbrecherische Absicht erkannte, so plump und frech hatte man in der Person des Königs das deutsche Nationalgefühl beleidigt, daß der furchtbar ausbrechende Sturm der Entrüstung jeden particularistischen Widerstand niederbrach, daß, Allen unerwartet, Deutschland einmüthig zur Gegenwehr sich erhob. Was wir nie vermocht hätten — Ultramontane und Volkspartei, Augustenburger und Welfen wie Spreu auseinander zu jagen, jeden Gedanken an Neutralität an den süddeutschen Höfen zu ersticken, — das brachte Frankreich für uns fertig. Napoleon III. wagte es nicht mehr, in seiner Proclamation vom 22. Juli auf den lächerlich gewordenen spanischen Vorwand zurückzukommen. Er nannte ihn „einen letzten Zwischenfall" und führte als Kriegsgrund das Fortstürmen Preußens auf dem Wege der Eroberungen seit — 1866 an! Im Einklang mit dem Urtheil Deutschlands, ja der anständigen Leute aller Nationen schrieb Graf Bismarck in der Circulardepesche vom 18. Juli: — „So bleibt uns leider nur die traurige Nothwendigkeit, die wahren Motive in der schlechtesten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der civilisirten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwig's XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahnen schreibt, und denen Napoleon III., wie wir glaubten, glücklich widerstanden hatte. Als bewegende Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung können wir leider nur die schlechtesten Instincte des Hasses und der Eifersucht auf die Selbständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands erkennen, neben dem Bestreben, die Freiheit im eigenen Lande durch Verwickelung desselben in auswärtige Kriege nieder zu halten."

Hiermit war der diplomatische Feldzug vorläufig beendigt. Sein Ergebniß war eine so beispiellose Niederlage, wie sie wohl noch kein französisches Ministerium in seinem Verkehr mit dem Auslande erlitten hat. Alle Mittel waren falsch gewählt, alle Berechnungen fehlgeschlagen. Man suchte die Plumpheiten, welche die Indignation Europas erregt hatten,

Digitized by Google

nachträglich mit Hülfe von Fälschungen und Lügen zu rechtfertigen. Kein vernünftiger Mensch hatte begreifen können, warum der König, nachdem Prinz Leopold zurückgetreten, Garantien gegen die Wiederholung dieser Candidatur habe geben sollen. Um den Eindruck dieser frivolen Forderung abzuschwächen, stellte Gramont in der Depesche vom 21sten die Behauptung auf: die Candidatur des Prinzen sei schon einmal im März 1869 im Werke gewesen; Graf Bismarck habe damals dem französischen Botschafter erklärt, daß er sie für unausführbar erachte, und Herr von Thiele habe sein Ehrenwort dafür eingelegt, daß der Prinz im Ernst Candidat weder wäre noch werden könnte. Die preußische Regierung habe also ihr Wort gebrochen und somit die Forderung von Garantien für die Zukunft nöthig gemacht. Am 24sten erließ Gramont ein zweites Actenstück begleitet von einer Abschrift einer Benedetti'schen Depesche vom 31. März 1869, die als Beleg seiner Behauptung gelten sollte, die aber über eine Unterredung mit dem Bundeskanzler überhaupt nichts und über Herrn von Thiele nur so viel berichtete: derselbe habe die Versicherung gegeben, daß er keinen Augenblick Kenntniß von irgend einem Anzeichen gehabt habe, welches zu einer solchen Vermuthung (der Candidatur des Prinzen) berechtigen könne. Selbst wenn diese Depesche Benedetti's echt und nicht durch Correcturen für den Gebrauch zugestutzt war, so hatte Gramont aus ihr lügenhafte Schlüsse gezogen, denn sie enthielt nichts als den Ausspruch des Herrn von Thiele, daß er von einer hohenzollernschen Candidatur nichts wisse. Amtlich und persönlich erklärten nun aber beide preußische Staatsmänner, daß sie mit Benedetti keine Silbe über die spanische Candidatur des Prinzen gesprochen, seitdem ihnen — nicht die Annahme des Prinzen, sondern der an ihn gestellte Antrag überhaupt bekannt geworden sei, und Herr von Thiele setzte hinzu, daß er gegen Mitte März 1870 die erste Kunde von dem Antrag erhalten habe.

Während man so in Paris bemüht war, durch kleine Finten und Fälschungen die begangenen Fehler zu beschönigen, bereitete Graf Bismark eine zweite diplomatische Action im großen Stil vor, die den geschlagenen Gegner vor Europa moralisch zu Grunde richtete. Am 24. Juli erschien in der Times der Entwurf zu einem Allianzvertrag zwischen Frankreich und Preußen, nach welchem Preußen die Erwerbung Luxemburgs erleichtern und zur Eroberung Belgiens mit den Waffen helfen sollte, wogegen Frankreich versprach, sich der föderalen Vereinigung des Norddeutschlands, unter billiger Achtung der Souveränetät dieser Staaten, nicht zu widersetzen. Das Original war von der Hand Benedetti's auf dem Papier der französischen Gesandtschaft geschrieben, überdies der Inhalt so unmäßig günstig für Frankreich, daß

Digitized by Google

der französische Ursprung Niemandem zweifelhaft sein konnte. Napoleon III. also hatte Preußen die Aufnahme des deutschen Südens in den Nordbund angetragen, wenn wir ihm gestatten wollten, sich durch 5 Millionen Belgier, durch Antwerpen und Luxemburg zu verstärken. Aber dieses Actenstück der Times war nur der erste Alarmschuß, der Europa auf die Operation vorbereiten sollte, durch welche in der Depesche vom 29. Juli die ganze Gemeingefährlichkeit, Raublust und Untreue der französischen Politik bloßgelegt wurde. Da erfuhren wir nun, daß das Schriftstück der Times nur ein Glied in einer Kette von Vorschlägen bilde, die alle darauf gerichtet waren, die wüste Herrschbegier Frankreichs auf Kosten Oesterreichs, Deutschlands, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande und Italiens zu befriedigen. Es eröffnete sich uns der Blick auf eine Regierung und ein Volk, die von Jahr zu Jahr gegen die Ruhe Europas frevelhafte Pläne schmieden, die, während sie die Civilisation und die Freiheitsideen von 1789 im Munde führen, geradezu Feinde aller Civilisation, Verräther des Rechts und der Freiheit der Völker, Verschwörer gegen die Selbständigkeit glücklicher und zufriedener Staaten geworden sind. Die Depesche vom 29. Juli sprach angesichts Europas den Bann und die Acht gegen ein Volk aus, von dem nachgewiesen ward, daß es beseelt sei von dem gemeinsten Triebe roher Eroberungssucht, daß seine Machtstellung unerträglich sei mit dem Dasein und der freien Entwickelung anderer Völker und Staaten; und sie überlieferte, nachdem das Gericht politisch und sittlich vollzogen, nunmehr dieses Volk dem rächenden Schwert unserer Armeen. Die Depesche vom 29sten vollendete die Isolirung Frankreichs; sie gab dem großen Nationalkampf, der jetzt eben begonnen hat, den Charakter eines Kampfes für die Rechtssicherheit aller civilisirten Völker.

„Ich habe kaum nöthig," schrieb Graf Bismarck, „darauf aufmerksam zu machen, daß der Glaube der französischen Regierung an die Möglichkeit einer derartigen Transaction mit einem deutschen Minister, dessen Stellung durch seine Uebereinstimmung mit dem deutschen Nationalgefühl bedingt ist, seine Erklärung nur in der Unbekanntschaft der französischen Staatsmänner mit den Grundbedingungen der Existenz anderer Völker findet. Wenn die Agenten des Pariser Cabinets für die Beobachtung deutscher Verhältnisse befähigt gewesen wären, so hätte man sich in Paris der Illusion, daß Preußen sich darauf einlassen könnte, die deutschen Angelegenheiten mit Hülfe Frankreichs ordnen zu wollen, niemals hingegeben." „Die Unmöglichkeit, auf irgend welche Anerbietungen der Art einzugehen, war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, als dieses, ohne ihnen irgend welche auch

Digitized by Google

nur mündliche Zusage zu machen, möglich sein würde. Ich vermuthete, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europas Interesse war, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu riethen, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut Niemand die Absichten göttlicher Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide große Nachbarvölker über die Nothwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten — eine Hoffnung, welcher jeder Aufschub des Bruches zu Gute kam. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten Zumuthungen und verhandelte dilatorisch über dieselben, ohne meinerseits jemals auch nur ein Versprechen zu machen."

In diesen Sätzen sind in einfachen, großen Zügen die Gründe entwickelt, warum Graf Bismarck die Franzosen hinhalten mußte, warum er nicht, wie einzelne kluge Leute gemeint haben, im Frühjahr 1867 den ihm überreichten Vertragsentwurf sofort vor Europa denunciren durfte. Er war weit friedliebender, als diese Besserwisser, die noch vor ein paar Wochen von der Unerschwinglichkeit unseres Militäretats und von der Nothwendigkeit einer Abrüstung faselten, und die jetzt dem Bundeskanzler einen Vorwurf daraus machen, daß er Alles versucht hat den Frieden zu erhalten. Auch wir haben es beklagt, daß Preußen seine Fahne auf den Wällen von Luxemburg einzog, aber heute ist nicht die Zeit diese Klage zu wiederholen. Es ist besser so, wie es jetzt gekommen ist. Unser Sieg wird glänzender, der Friede dauernder sein, wenn wir nicht das ungerüstete, sondern das vollgerüstete Frankreich schlagen.

Ich habe diese sogenannten französischen Staatsmänner behandelt, wie sie nach ihrer Unwissenheit und Unfähigkeit, nach ihrer sittlichen und geistigen Krankheit behandelt werden mußten, ich habe sie als Narren an der Nase herumgeführt, in der Hoffnung, daß das faule bonapartische Regiment in der Zwischenzeit zusammmenbrechen werde — nach dieser Motivirung seiner diplomatischen Taktik zählt Graf Bismarck die einzelnen Versuche auf, die die Franzosen gemacht haben, um Preußen zum Compagniegeschäft mit ihrer Räuberpolitik zu bewegen. Diese Versuche begannen schon vor dem dänischen Krieg, ja schon vor dem Eintritt Bismarck's in das auswärtige Amt im Jahre 1862. Der Bundeskanzler deutet an, daß er aus jener Zeit Privatbriefe, wahrscheinlich von Napo-

Digitized by Google

leon selbst, besitze, welche die begehrlichen Absichten Frankreichs auf Belgien und die Rheingrenze beleuchten könnten.

In dem dänisch-deutschen Streit nahm die französische Regierung eine uns günstige Haltung an, nicht aus Liebe für das Prinzip der Nationalitäten oder für den Prinzen von Augustenburg, der damals seinen demüthigen Brief nach Paris schrieb, sondern in der Hoffnung, Preußen zu verpflichten. Der Vertrag von Gastein verstimmte in Paris, als aber der Conflict mit Oesterreich herannahte, gingen durch Verwandte des Kaisers und durch vertrauliche Agenten Vorschläge ein, welche die beiderseitige Vergrößerung zum Zweck hatte. Es handelte sich bald um Luxemburg und die Grenzen von 1814, bald um größere Objecte, wobei auch die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze von Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieb.

Im Mai 1866 verdichteten sich diese Zumuthungen zu dem Vorschlag eines Defensiv- und Offensivbündnisses gegen Oesterreich, dessen Sinn dahin ging, daß für den Fall eines Congresses die beiden Alliirten die Cession Venedigs an Italien und der Herzogthümer an Preußen gemeinsam erstreben sollten, und daß im Fall der Congreß nicht zu Stande komme oder scheitere, Preußen den Krieg gegen Oesterreich erklären und Frankreich etwas später mit 300,000 Mann über Oesterreich herfallen werde. Der Preis sollte für Preußen die Annexion deutscher Länder nach beliebiger Wahl mit 7—8 Millionen Bevölkerung und die Durchführung der Bundesreform im preußischen Sinne sein, für Frankreich das linksrheinische Gebiet zwischen Mosel und Rhein, jedoch ohne Coblenz und Mainz. Als dieses unter fast drohender Mahnung vorgelegte Allianzproject im Juni 1866 abgelehnt war, rechnete Frankreich nunmehr darauf, daß das besiegte Preußen zugänglicher sein werde; suchte, um unsere Niederlage um so gewisser zu machen, den Italienern Venedig schon vor dem Krieg zuzusichern und bewirkte mitten im Krieg die Cession Venetiens und das Stillestehen der italienischen Armee, damit der Erzherzog Albrecht seine Truppen ungestört nach dem Norden ziehen könne. Dann kam im August 1866 die Forderung der Grenzen von 1814 und des Aufgebens von Mainz, die aber zurückgezogen wurde, sobald Preußen Miene zum Krieg machte. Von jetzt ab corrigirt sich die französische Politik ein wenig. Sie hat eingesehen, daß das erstarkte Preußen *deutsches* Land niemals preisgeben werde. Sie beschränkt also ihre begehrlichen Blicke auf die Zwischenstaaten, auf Luxemburg und Belgien. Sie beginnt den Schacher mit dem König der Niederlande; und als derselbe gescheitert ist, entwirft sie einen größeren, Belgien und Süddeutschland umfassenden Plan, und bietet dem Grafen Bismarck den deutschen Süden, wenn er Belgien und Luxemburg

Digitized by Google

opfern wolle. In diese Situation fällt der von der Times veröffentlichte Vertragsentwurf. Benedetti beging die unerhörte Ungeschicktheit, ihn in den Händen des Grafen Bismarck zu lassen, der ihn wahrscheinlich unter dem Vorwand, ihn dem Könige vorzulegen, eingefordert hatte. Natürlich blieb auch dieser Entwurf eine Illusion. Als der Prinz Napoleon im März 1868 in Berlin war, meinte er, wir würden für den Fall einer französischen Occupation Belgiens unser Belgien anderwärts finden, und selbst die orientalische Frage wurde von Frankreich mit der Vorschiebung seiner östlichen Grenzen in Verbindung gebracht. „Ich habe sogar Grund zu glauben," so schließt Graf Bismarck diesen großen geschichtlichen Rückblick, „daß, wenn diese Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher ungerüsteten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge, auf Kosten Belgiens."

Sollen wir die lächerlichen Ausflüchte wiederholen, durch welche Gramont und Benedetti und Lavalette in London diesen tödlichen Streich zu pariren suchten? Sollen wir ihnen nacherzählen, daß der veröffentlichte Vertragsentwurf nur ein Ausdruck der persönlichen Ideen des Grafen Bismarck sei, daß Benedetti nur, um über diese Ideen in's Klare zu kommen, sie sich von Bismarck in die Feder dictiren ließ, und daß dann doch dieser, angeblich nicht französische sondern preußische Entwurf, von Benedetti dem Bundeskanzler überlassen wurde, damit er dem Könige als *französisches* Angebot vorgelegt werde? Selbst die französischen Blätter spotten über diese armselige Ausrede. In England aber, in Belgien und der Schweiz, in Oesterreich und Italien ist der Eindruck der großen Enthüllung überwältigend gewesen. Es hat dem Grafen Beust nichts genützt, daß er in dem officiellen Blatt aus der Depesche vom 29sten die Stelle unterdrückte, welche von dem gemeinsamen Ueberfall gegen Oesterreich sprach; diese unkluge Fälschung ist durch die Mittheilungen der übrigen österreichischen Blätter sofort an's Licht gezogen. Es hat auch den Gladstone und Granville nichts genützt, daß sie der Enthüllung ein affectirtes Mißtrauen entgegensetzten. Sie sind durch den Unwillen des englischen Volkes schon heute dazu gedrängt, die Flotte und die Armee zu rüsten. Die Entrüstung Europas kehrt sich gegen die Verbrecher in Paris. In dem Augenblick, wo wir diese Skizze schließen, treffen die Telegramme ein von den Siegen unserer dritten Armee bei Weißenburg und Wörth. Wir werden den Feind jetzt in einem eisernen Ring um-

Digitized by Google

klammern, wir werden ihn mit Gottes Hülfe in wenigen Tagen erdrücken, und den Weg nach Paris uns bahnen. Der glänzenden diplomatiſchen Action wird die militäriſche entſprechen. Unter dem Jubel aller ehrlichen Leute in Europa und jenſeits der Meere werden wir ein Volk auf die Dauer unſchädlich machen, das in ſeinen Wurzeln verfault, nicht mehr ein Element der Civiliſation, ſondern ein Hemmniß der Cultur, ein Heerd der Lüge und der Barbarei, eine Quelle der Unſittlichkeit und der Frivolität iſt. Die Welt wird aufathmen, wenn wir ſie erlöſt haben von der unerträglichen Anmaßung einer entarteten Race, deren Größe nur noch in ihrem Dünkel und in dem Glauben der anderen Völker an die Berechtigung dieſes Dünkels beſtand, die aber innerlich vollkommen reif iſt, das Schickſal und die Ohnmacht Spaniens zu theilen.

Berlin, 6. Auguſt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google